OMNIBUS.
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen,
enthält außer zwei spannenden
Romanen
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
Novelletten,
Humoresken, Satyren
Gedichte,
Vermischtes, Miscellen &c.
—0—
Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.
Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil, für jedesmalige Insertion $1.00
Ein Square per Jahr $20.00
—0—
Nach Deutschland
versenden wir den Omnibus, wobei wir die ganze Frankirung besorgen:
1 Jahr $5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.25
Einzelne Nummern —.10
—0—
Wer seinen Freunden oder Verwandten in Europa ein stets willkommenes Geschenk machen und sich in freundlichem Andenken bei ihnen erhalten will, wende die genannte geringe Summe daran, und sende ihnen den Omnibus.
—0—
Man adressire gefälligst:
W. Krippenstapel,
Louisville, Ky.



Der Unterhaltung, dem Witz und Humor gewidmet.

Louisville, Ky., Sonntag, den 27. August 1871.

Zur Erinn:rung an den 6. August 1870.

Das war ein Tag!—Durch die Straßen fliegt
Die Kunde, die jubelbegrüßte:
Sie nah'n, die bei Weißenburg besiegt,
Die wilden Söhne der Wüste!
Das sind die Fouriere — sie kommen zur Spree,
Quartier zu machen der großen Armee,
Der ganzen Armee von Frankreich!

Hurrah! Jetzt kommt der Zug mit Gebraus,
Es ächzen die Schienen und Schwellen;
Aus jedem Wagen glotzen heraus
Stumpfnasige braune Gesellen.
Die sendet uns Herr Napoleon
Als Spitzen der Civilisation—
O lustige Lumpenparade!

Und eh' noch der Zug gesaust vorbei,
Da beben ringsum die Wände
Von neuem mächtigerm Jubelschrei
Von einem zum andern Ende:
Der Feind geschlagen—ihr Bürger hört!
Aufs Haupt geschlagen ist er bei Wörth,
Bei Spicheren und Saarbrücken!"

Der große Marschall Herr MacMahon
Sammt seinen Banden geschlagen,
Und „unser Fritze" hat ihm schon
Und schüttelt ihn am Kragen.
Vernichtet des Feindes teuflischer Plan!
Heil euch, die ihr das mit uns gethan,
Ihr tapfern Baiern und Schwaben!

Heil euch, ihr Brüder im Deutschen Süd!
Von gleicher Liebe Flammen,
Von gleichem Haß und Willen erglüht,
Nun stehen wir fest zusammen.
Ihr habt getreulich mit uns zugleich
Erweckt vom Schlummer das deutsche Reich
Bei Wörth, da ist es erstanden!

Und wie für uns ihr gestanden dort,
Geblutet an unsrer Seite,
So rüstet mit uns euch jetzt hinfort
Zu neuem, rühmlichem Streite!
Zum Kampf — ihr Brüder im Süden, schwört
Mit uns beim Licht der Sonne von Wörth
Zum Kampfe wider die Schwarzen!

Kladderadatsch.

Zur Baukunde. Professor: Welchen jüngeren Bau in München halten wir für den schönsten vom ästhetischen Standpunkte aus?

Schüler: Den der Frauenzimmer.

Ein neuer Plural. Herr: Darf ich fragen, meine Verehrteste, wie es Ihnen gestern Abend im Theater gefallen hat?

Dame: Ausgezeichnet! Sehr gut! Ich sage Ihnen, so lange ich das Theater besuche, sind so viele Abläufe wie gestern Abend noch nicht dagewesen!

Beim Eintritt in den Dienst sagte ein Knecht zu seinem neuen Herren: Soweit wär' alles in Ordnung, Herr. Aber noch eine Frage — nehmen Sie's nicht übel—ich hab' einen schöngefüllten Koffer — ich kann mich doch auf Ihre Ehrlichkeit verlassen?

Verbesserung der Schöpfung. Mann: „Schon wieder eine Kleiderrechnung! Woher soll ich immer das Geld nehmen? Es ist etwas unbarmherzig vom Schöpfer gewesen, daß er die Menschen gar so nackt geschaffen hat!

Frau: So! nun, in was für einen Anzug hätte er denn uns Frauen kleiden sollen?"

Mann: „Mit lauter weißen—Gänsefedern."

Frau: „Ei, ei, und was für einen hätte er Euch Männer geben sollen?"

Mann: „Ich wäre mit einem Filzhute zufrieden gewesen."

Newberry, Südcarolina, besitzt eine vierbeinige Ente.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unser Spezial-Cabel.)

Louisville. Die Angabe, daß „Dschahn" von Republikanern gedungen wurde, den Senator Schurz durch unsinnige Lobhudeleien lächerlich zu machen, beruht auf einen Irrthum. Bis jetzt hat sich „Dschahn" wie noch immer selbst lächerlich gemacht.

Louisville. Der deutsche Peabody hat eine neue New Departure erfunden. Das Neueste in dieser „Lein" ist seine Departure von einem Wirthshaus in's andere.

Gastein. Die Zusammenkunft der beiden Kaiser von Deutschland und Oesterreich hat den Zweck, Europa den Frieden und ihnen selbst das große Wort in Europa zu sichern.

Paris. Alles deutet darauf hin, daß auf unserem großen Narrentheater bald wieder das tragi komische Spectakelstück: „ER und SIE und ES aufgeführt wird. In Chiselhurst werden bereits die Rollen einstudirt.

München. Die Nachricht, daß hier eine Ministerwechsel bevorsteht ist dahin zu berichtigen, daß unsere Minister gar nichts mehr zu wechseln haben.

Williamsburg, N. Y. Das große Turnfest ist, würdig des 19. Jahrhunderts, mit einem großen Defizit geschlossen worden.

Versailles. Uebermorgen begann die Aburtheilung der Commune-Gefangenen durch die Kriegsgerichte. Es hat sich zur leichteren Ueberwältigung der ungeheuren Arbeitslast, welche mit diesem Monstre-Prozeß verbunden ist, eine Aktien-Gesellschaft gebildet. Dieselbe liefert bis zur Eröffnung der Assisen: sechs Dutzend Auditeure mit panzerplatirten Lungen; drei Dutzend Kautschuk-Vertheidiger; tausend Groß Dauer-Zeugen mit doppelt verlederten Stimmritze; zehn Schock electromagnetische Actuarien; eine Calorische Urtheilsmaschine zu 500 Richter Kraft und eine Anklagebank von 2½ Meilen Länge.

Madrid. Bei Gottlieb's wurden gestern die Gardinen abgenommen.



Fritze: Det is aber froßartig, in die Nähe vom Courthaus, von die Jail u. s. w. wird immer noch injebrochen.
Johann: Det wundert mir sehr.
Fritze: Woso?
Johann: Det dort überhaupt noch wat zu stehlen is.
Fritze: Keene Majestätsbeleidigung, Johann! Du sollst die Obrigkeit achten!

Fritze: Was mag des nur vor 'n Fieber sein, an dem Fürst Carl von Rumänien leidet?
Johann: Wahrscheinlich 'n Wechselfieber! Es wird ihm bald kalt, bald warm, wenn er denkt, was daraus noch werden soll.
Fritze: Es soll ihm aber schon besser jehen.
Johann: Besser wohl, aber nich jut. Er wird sich erst wohl fühlen, wenn er die Aerzte folgt.
Fritze: Die haben ihm am Ende wohl jar jerathen, ein anständiges nördliches Klima aufzusuchen?
Johann: So is es.

Ein Prediger in Jowa steht angeklagt, einen kleinen Knaben zu Tode erschreckt zu haben.

Eine Parodie.

Der Mensch soll nicht stolz sein
Der nüchtern sich hält,
Nicht lachen über'n Andern,
Der besoffen hinfällt;
Dem Einen hat der Himmel
Den besten Wein bescheert,
Der Andere trinkt Kümmel
Bis er liegt auf der Erd.

Der Mensch soll nicht denken,
Wer trinkt der sei schlecht,
Zum Saufen hat jeder
Das nämliche Recht.
Der eine sein Fläschchen
Im ersten Stock verzehrt,
Der andere Lagerbier
Tief unter der Erd.

Der Mensch soll nicht hoffen—
Zu kurz ist das Leben,
Und wenn er gekränkt wird,
Einen Bittern gleich nehmen,
So viele haben hienieden
Den Krieg sich erklärt,
Und manchen den Frieden
Tief unter der Erd.

Bismarck's Geheimniß.

Alle Parteien in Deutschland und im Auslande waren bisher darin einig, daß Bismarck, ein Mann von ungewöhnlichem Scharfsinn und seltener Energie, diesen Eigenschaften und der geschickten Benutzung der sich ihm darbietenden Zeitverhältnisse seine großen Erfolge verdanke; sprechen doch selbst seine erbittertsten Feinde, die Socialdemokraten, von einem „Schlaumeier Bismarck." Diese Annahme ist eine grobe Täuschung gewesen: einem Herrn v. Lagrele ist es gelungen, hinter Bismarck's Geheimniß zu kommen und den wahren Grund seiner Größe aufzudecken. Dieser will (laut einer in englischer und dänischer Sprache erschienenen Broschüre, deren curiosen Inhalt die „Grenzboten" mittheilen) aus dem Leben des Herrn v. Bismarck durch Vermittelung seines ehemaligen Kammerdieners folgendes Geschichtchen erfahren haben:

Vor längern Jahren hielt sich Bismarck in dem Badeorte Homburg auf. Er litt damals an Reizbarkeit. Einst kam er auf einem seiner Abendspaziergänge an einem kleinen Gartenhause vorüber. Sein Blick fiel auf ein erleuchtetes Fenster. Was besonders seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war, daß sich hinter den Fensterscheiben eine seltsame Gestalt bewegte, die sich mit einem dem Grafen durchaus unbegreiflichen Etwas beschäftigte. Es war ein Mann von ungefähr 50 Jahren mit langen rabenschwarzen Haaren, dunkeln, blitzenden Augen, dunkelbrauner Gesichtsfarbe und gekleidet in eine phantastische, halb morgenländische Tracht. Er war damit beschäftigt, Buchstaben oder Zeichen zu lesen, welche von Gold oder einem ähnlichen Metall verfertigt und auf einer silberartigen Platte angebracht waren. Das Ganze stand auf einem kleinen merkwürdig plumpen Schreibtische mit ausgeschnitzten Figuren, welche wunderlichen Thier- oder Götterbilder glichen. Ueber diesen Buchstaben schwebte ein Ring, der an einer grünen Schnur hing, die ihrerseits um das überste Glied des Daumens und Zeigefingers einer Figur geschlungen war, welche aussah, als ob sie von rothem Leder oder Saffian gemacht wäre. Die Figur trug zum Theil Kleidungsstücke, die von Katzenfell zu sein schienen.

Bismarck starrte zuerst auf diese Scene, er konnte nicht fassen, weshalb der Mann mit so großer Aufmerksamkeit die Schwingungen des Ringes betrachtete und immer hastig die Buchstaben aufschrieb, über denen er anhielt. Als gebildeter Mann hatte er natürlich vom Odometer sprechen gehört, einem Apparat, der, je nach der Beschaffenheit des Metalls, welches man unter ihm anbringt, kürzere oder längere Schwingungen vornimmt; dagegen hatte er nichts davon gehört daß man unter einem solchen Apparat Buchstaben anbringen und Fragen an ihn richten könne, die dieser mit Schwingungen des Ringes über den Buchstaben beantwortete. Im Geiste sah er sich bereits als Eigenthümer des Apperats vor ihm sitzen und eine Frage über die Zukunft an ihn richten. Er mußte Alles aufbieten, ihn an sich zu bringen.

Aufgeregt kehrte Bismarck nach Hause zurück und befahl dem Kammerdiener bei Zeiten am nächsten Morgen sich zu erkundigen, wer der seltsame Fremde sei. Darauf leerte der Graf eine halbe Flasche Cognac mit einem Zuge und legte sich zur Ruhe.

Am nächsten Vormittage meldet der Kammerdiener, das Haus würde von einem englischen Lord bewohnt, der einen indischen Diener hätte, welchen er selbst aus diesem Lande mitgebracht und dem er sehr gewogen sei, weil er ihm einst das Leben gerettet. Des Indiers einziges Vergnügen bestände darin, daß er seine freie Zeit dazu benutzte, sich in den Schmuck und die Tracht seiner Väter zu kleiden und sich mit einigen goldglänzenden Buchstaben und einer Figur zu beschäftigen, die in seinem Zimmer aufgestellt seien. Aber was das zu bedeuten hätte, wüßte Niemand. Die allgemeine Ansicht ginge dahin, daß er halb verrückt wäre.

Als der Abend kam, legte Bismarck Lakaienkleider an, ging nach dem geheimnißvollen Hause, klopfte an die Thüre des Zimmers, wo der Indier wohnte, und wurde nach langem Warten eingelassen. Er gab sich für den Diener eines sehr reichen Herrn aus, der von diesem den Auftrag erhalten, ihm den Apparat abzukaufen, zu dem er schon längst Lust gehabt hätte.

Der alte Diener geberdete sich wie ein Rasender, er gesticulirte mit Armen und Beinen und stieß nach einiger Zeit folgende Worte wie im Fieber heraus:

„Meine Väter, von denen ich diesen unschätzbaren Apparat geerbt habe, geboten mir bei Strafe ihres Fluchs und ihrer Götter Ungnade, mich niemals von ihm zu trennen, sondern ihn nach meinem Tode meinem Nachkommen zu hinterlassen. Denn mit seiner Hülfe kann man die Zukunft lesen, und es wird mit ihm einmal dahin kommen, daß er mit seinen Voraussagungen Bestürzung in allen Welttheilen erwecken wird."

Bismarck versuchte nun, den Indier zu bewegen, daß er mit dem Apperat operire, was ihm auch gelang. Er sah, wie der Ring, der an dem Faden hing, über den verschiedenen Buchstaben verweilte, welche der Indier schnell niederschrieb. Als diese zusammengesetzt wurden, las der Indier deutlich auf Englisch: „Ja, ich werde einmal Bestürzung in allen Welttheilen erwecken."

Bismarck bemühte sich nun noch mehrmals, den Indier dahin zu bringen, daß er ihm den Apperat gegen eine bedeutende Geldsumme abtrete; aber umsonst. Endlich kam er auf einen Plan, wie er durch List in seine Gewalt bekommen könne, was jener nicht gutwillig herausgeben wollte.

Er bewog einen seiner Freunde, einen Grundbesitzer einige Meilen von da, den englischen Lord zu einem großen abendlichen Feste einzuladen, und benutzte die Abwesenheit des Lords und seines Dieners, sich Zugang zu dem Zimmer des letzteren zu verschaffen, wo er dann dem Apparat die Frage vorlegte: „Was soll ich thun, um dich zum Eigenthum zu erhalten?" Nachdem er einige Mühe gehabt hatte, sich die Schwingungen des Apperats über den Buchstaben zu deuten, las er er ungefähr folgende Antwort heraus: „Leg' etwas falsches Geld in seine Schublade und drohe ihm mit einer Anklage wegen Falschmünzerei, so wirst du ihn in deine Gewalt bekommen und mich erhalten."

Bismarck verschaffte sich rasch einige Goldstücke, legte sie in die Schublade des abwesenden Indiers und verließ das geheimnißvolle Haus. Der Graf ließ nun den Indier durch seinen Kammerdiener als Falschmünzer anzeigen. Man schritt sofort zu einer Haussuchung, fand das falsche Geld und nahm den alten Diener in Haft.

Im Gefängniß besuchte dann Bismarck den unglücklichen alten Diener, der sehr niedergeschlagen war und ohne langes Bedenken auf den Vorschlag des Grafen einging, der dahin ging, er, Bismarck, wolle ihm seine Freiheit auswirken, wenn er, der Indier, ihm für eine gewisse Summe den Apparat verkaufen wolle.

So kam Bismarck in den Besitz desselben, während der Indier frei wurde. Anfangs verstand er jedoch noch nicht den richtigen Gebrauch des Apparats, er lernte denselben erst späterhin; aber da begann er ihn auch sehr bald zu anderen Dingen als zu unbedeutenden Kleinigkeiten anzuwenden. Er warf sich nämlich auf die Politik, und seine erste Arbeit am Morgen war, daß er den Ring und die Buchstaben in dieser Beziehung fragte und deren Antwort las. Auch jetzt noch hat er nie den Muth, zu handeln, bevor er seinen Apparat befragt hat.

Bismarck ist jetzt erkannt. Er ist nicht der Mann, für den ihn ganz Europa bis jetzt gehalten hat. Seine Weisheit steckt nicht in seinem Kopfe, sondern in seiner Orakelmaschine. Hätten die Franzosen sich dieser zu bemächtigen gewußt, was wäre aus Deutschland geworden?

Starke Zumuthung. An einen Theateragenten in Wien kam neulich von dem Director eines kleineren Theaters zu Pesth ein Telegramm folgenden Inhalts:

„Wenn Sie mich für immer an Ihre Agentur fesseln wollen, so senden Sie mir sogleich eine erste Liebhaberin. Dieselbe soll in Wien das Stück: „Des Nächsten Hausfrau" kaufen, „im Waggon die Rolle der Hermine lernen und morgen hier spielen."—Angenommen, daß eine Schauspielerin sich dem Verlangen fügte, so müßte dies für die Mitreisenden im Waggon eine interessante Unterhaltung sein, namentlich wenn laut memorirt und dabei mit den Händen agirt würde.

Ein mit recht erzürnter Kostgänger. „Nein, liebe Frau, ich bin weder sonderbar, noch launenhaft. Ich kann mit einem halben Glas Wasser zum Waschen, einem 5 Zoll langen Handtuch und zerbrochenen Fensterscheiben im Schlafzimmer zufrieden sein; ich kann auch halbrohe Schultern vertragen, murre nicht, wenn ich mich nach 10 Uhr ausgeschlossen sehe. Aber Frau! Wenn die Wanzen in Ihrem Hause groß genug sind, um im Herabfallen das Glas meiner Uhr zu zerbrechen, dann ist es doch wahrlich Zeit, daß ich ausziehe."

Der Pfarrer des Marktfleckens B. bei Kempten in Baiern ermunterte kürzlich seine Pfarrkinder zu dem Glauben an die Unfehlbarkeit durch folgende wahrhaft classischen u. erschöpfenden Worte: „An die Unfehlbarkeit des hl. Vaters müßt Ihr glauben, wenn Ihr sie auch nicht versteht. Denn diejenigen, welche sie verstehen, glauben ohnehin nicht daran." — Aufrichtiger konnte der gute Mann doch nicht wohl sein.

Frau Patience Opdock von Graß Lake ist hundert Jahre alt und eine Pensionärin von der Revolution her. Sie kann ohne Brille essen und Brod in vier verschiedenen Sprachen backen.

Eine königliche Liebe.

(Schluß.)

Minerva erschien und sprach:

„Der Weisheit Göttin heiß' ich bei den Menschenkindern,
Und folgt man meinem Rath, wird nie ihr Glück sich mindern!
Doch seit man meinen Dienst so freventlich verlassen,
Mußt' Roma's und Athen's einst hoher Ruhm erblassen
Fortan erlaß ich nur den allerreichsten Segen
Auf eine Insel fern im Ocean gelegen!
Gerechtigkeit und Fleiß und Weisheit und Verstand,
Sie herrschen hier vereint im lieblichsten Verband;
Ein weiser König ist auf Glück und auch auf Macht
Der Seinen Tag und Nacht auf's eifrigste bedacht.
Erlaube, hoher Zeus, daß ich fortan auf jener Insel wehne,
Und daß durch Segensglück ich meinen Dienst dort lohne!"

Warum sollte Vater Zeus das nicht gestatten? Im vollsten Strahle der aus den Augen des Königs leuchtenden Gnade konnte Minerva abtreten.

Sodann erschien Diana in glänzendem Jagdcostüm mit Bogen, Köcher und Wurfgeschoß. Ihre poetische Anrede schloß:

„Gefällt es Dir, o Zeus! einmal den Hirsch zu jagen,
So will ich Dir dazu die besten Plätze sagen"

und aus der dann folgenden Beschreibung des Jagdreviers, in dem sich diese Plätze befanden, war sofort der Wald der Ghörde zu erkennen, ein Lieblingsaufenthalt des Königs, den er bei jeder Anwesenheit auf dem Continente zu besuchen nicht unterließ.

Höchst vernünftig benahm sich der freundliche Buchus, welcher verhieß:

„Aus meinem weiten Reich aus meinen besten Gaben
Sollt Ihr zu diesem Fest die allerschönsten haben!"

So etwas konnten sich schon die „seligen" Götter" ebenso gut wie die Menschen gefallen lassen.

Am wenigstens durften Venus und Amor vergessen bleiben. Die Göttin, im vollen Bewußtsein ihrer wohlbegründeten Macht, declamirte mit stolzem Siegesbewußtsein:

„Wo ich mich lasse sehen, da herrsche ich sogleich
Und jedes Wesen schwört deshalb zu meinem Reich
Mir müssen Götter so wie Menschen Opfer bringen,
Und in der ganzen Welt hö t meinen Ruhm man singen.

Vater Zeus warf bei solchen Worten einen zärtlichen Blick auf seine geliebte Juno, die schöne Baronin von Wallmoden, und wies lächelnd auf den losen Knaben mit Pfeil und Bogen.—

Die vorstehend mitgetheilten poetischen Proben werden völlig genügen, den Geschmack der damaligen Zeit zu charakterisiren, und man wird es uns erlassen, alles das wörtlich anzuführen, was die ferner Auftretenden: Ceres, Vesta, Thetis, Pan, Silvan, die Grazien, die Parzen und andere Gottheiten noch Alles geredet haben. Den Schluß der erscheinenden Götter und Göttingen bildete die Najade von Herrenhausen mit drei Begleiterinnen aus ihrem Reiche. Sie versprach aus den Gaben ihrer unerschöpflichen Urne den Bäumen und Gesträuchen ein beständiges reizendes grünes Kleid zu erhalten, sowie allen Besuchern wonnige Kühlung und angenehmen Schutz in ihren Grotten vor der brennenden Gluth des Sommers.

Nach den Göttern kam nunmehr die Reihe des Auftretens an die Heroen. Da gewahrte man Herkules, umhangen mit der Löwenhaut, seine Dejanira führend; Perseus, in der einen Hand das Medusenhaupt, leitete mit der andern die von ihm befreite Andromeda. Dann folgten Theseus und Ariadne. Letztere, einen großen Knäul tragend, gab damit zu verstehen, daß dies der Faden sei, der ihren —später freilich sehr undankbaren—Helden aus dem Labyrinth geleitet habe. Theseus und der Ariadne folgte Jason, das erbeutete goldene Vließ über den einen Arm geschlagen in Begleitung der von ihm entführten Medea, welche der Zauberstab als in allerlei Herenkünsten erfahren auswies. Ihnen schlossen sich Castor und Pollux in engumschlungener Umarmung an—überhaupt das ganze Corps derjenigen Personen, welche sich noch irgend einer, wenn auch weitläufigen Verwandtschaft mit den seligen Göttern zu rühmen hatten.

Endlich kamen die mehr menschlichen Helden: Meleager, begleitet von Atalanta in abenteuerlichstem Jagd-Costüm, den Kopf des calydonischen Ebers, den der Atalanta zuerkannten Jagdpreis, tragend. Vor allen abertraten die Helden des trojanischen Krieges hervor, meist in den kostbarsten eigens zu diesem Feste angefertigten Rüstungen, die freilich in mancher Hinsicht eher an die schwerfälligen Panzerungen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, als an die der alten griechischen Kämpfer erinnerten. Da sah man Agamemmnon und Klytämnestra, Menelaus, mit der schönen Helena, Odysseus und Penelope, welche einen großen antiken Stickrahmen trug, in welchem das berühmte Gewebe aufgespannt war, das sie, um ihre Freier zu täuschen, jede Nacht wieder trennte. Ferner erschienen der greise Nestor, Achilles, Ajar u. a. m. Auch die Gegenpartei war vollständig vertreten. Hector, zum Kampfe gerüstet, ward von seiner geliebten Andromache angefleht, daheim zu bleiben; Paris, im Hirtencostüm, erschien mit dem verhängnißnißvollen Apfel in der Hand; endlich überschritt auch Aeneas die Bühne, seinen alten Vater Anchiles auf dem Rücken tragend, begleitet von seiner Gemahlin Kreusa, die den kleinen Askanias an der Hand führte.

So füllte sich nach und nach der Olymp und seine Umgebungen mit Festbesuchern, denen alsbald angekündigt wurde, daß sie bis zu dem aus Nektar und Ambrosia bestehenden Göttermahle noch ein gutes Stündchen Zeit haben sollten, sich des Aufenthalts im Olymp nach Belieben zu erfreuen.

Vater Zeus erhob sich. Abermals repräsentirten die zischenden Raketen die feurigen Blitze und die Kanonen den rollenden Donner, von dem diesmal wirklich die Erde zu erbeben schien.

In angenehmster Ungezwungenheit zertheilten sich sodann die einzelnen Gruppen nach eigener Wahl in dem Parke, und man eilte, sich der Unbequemlichkeiten des ersten Aufzuges zu entledigen. Perseus brachte sein Medusenhaupt in einem Taxusbusch unter. Diana, Meleager und Atalanta lehnten ihr Jagdgeräth an eine der hohen Hecken, Minerva hing ihre Mauernerschütternde Aegis an einen Pomeranzenbaum, Ariadne brachte ihr Knäul in der Muschel einer Najade unter, und Neptun steckte seinen Dreizack in ein Tulpenbeet. Weiter entledigte sich Herkules seiner etwas heißen Löwenhaut, die er einem steinernen Tritonen überwarf, und Aeneas stellte seinen greisen Vater Anchises auf eigene Füße, deren sich derselbe alsbald gleich dem jüngsten Helden zu bedienen wußte und im schnöden Vergessen seiner Familie bald auf eigene Hand nach Amusement ausging. Musik-Corps ließen dazu ihre lustigen Weisen erklingen. Wer von einem erhöhten Standpunkte, etwa von der oberen Etage des Schlosses aus, die zwischen den grünen Partien des Gartens in der wunderbarsten Nachtbeleuchtung hin und herwandelnden Gruppen in den fremdartigen Aufzügen betrachtete, konnte wirklich glauben, daß er fast plötzlich in eine andere Welt, wenigstens in ein anderes Jahrhundert versetzt sei.

Abermals Donner und Blitz!

Das Mahl, welches, aus kalten Speisen und den ausgesuchtesten Weinen bestehend, mittlerweile im Orangerie-Saale servirt war, sollte seinen Anfang nehmen. Dreiviertel Stunden, nicht mehr, waren vorschriftsmäßig dazu bestimmt. An einer größeren Tafel nahm der König mit der von ihm selbst dazu auserlesenen Gesellschaft Platz, indeß sich die übrigen Gäste nach eigenem Belieben an einer größeren Anzahl kleiner Tische vertheilten, die allenthalben an paßlichen Plätzen arrangirt waren. Götter und Heroen, theilweise demackirt, theilweise sogar in ganz veränderten Costümen, führten, in die seltsamsten Gruppen vertheilt, die lebhafteste deutsche, englische und französische Conversation. Nach dem Mahle vergnügte sich die olympische Jugend sodann Menuette, Sarabanden und andere dazumal beliebte Tänze aufzuführen, während für die nicht hieran Theilnehmenden abermals völlig freie Bewegung sowohl in den Umgebungen des Olymps, als in dem Saale selbst und den übrigen erleuchteten Gartensalons gestattet war.

Vater Zeus, der an dem heutigen Abend für Jeden, der in seine Nähe kam, ein freundliches Wort hatte, schien heiter und froher Laune. Weniger war dies der Fall bei seiner Juno, die theilnahmlos, fast ernst das bunte Getreibe des Maskenfestes betrachtend, kaum mit Jemandem ein Wort wechselte. Als dann nach der Tafel ein großer Theil der Gesellschaft wieder das Freie und den Genuß der schönen Sommernacht suchte, zog auch sie den König an ihrer Hand in eine der stilleren Partien des Gartens. Hier, in einer versteckt liegenden Grotte warf sie sich dann, wie erschöpft, nieder auf eine Moosbank, und brach plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus.

Der König, bestürzt und auf eine solche Scene nicht vorbereitet, konnte kaum die Worte finden: Mein Gott, Amalie, was haben? Sie erschrecken mich! Alles athmet Freude und Lust und Sie—weinen!

Majestät, was bleibt mir anders, als Thränen? sprach die Baronin fast bitter. Sie haben mich Ihrer Liebe versichert, in meiner Unerfahrenheit habe ich Ihren Zusagen Glauben geschenkt und sehe nun alle Tage mehr ein, daß ich eine unglückliche, ausgezogene Creatur bin! Mir wäre besser, ich hätte nie gelebt!

Amalie, was höre ich! rief der König, und seine Stimme klang ernst. Wie können Sie so leben! Sprechen Sie, haben Sie bei mir jemals andere Gesinnungen gefunden, als diejenigen, welche ich Ihnen im ersten Augenblicke unseres Bekanntseins offenbarte? Haben Sie nicht stets, wenn ich bei Ihnen nicht weilte, aus meinen Briefen ersehen können, wie all' meine Gedanken nur bei Ihnen waren?

Nur, wenn Sie selbst bei mir sind, Majestät, bin ich glücklich und entbehre nichts. Aber das sind wenige Wochen des Jahres! So wie Sie fern sind, läßt man mich auf's Bitterste fühlen, welch' schwere Schuld ich begangen, als ich mich dem frohen, beseligenden Glauben hingab, auf die beständige Liebe eines Königs rechnen zu können.

Sie sollen in diesem Glauben nicht gegangen sein, und ich werde die Welt zu überzeugen suchen, daß meine Amalie stets auf die Liebe ihres Königs wird bauen können.

Nur Ein Mittel giebt es, Majestät, sprach die Baronin nach kurzem zögerndem Sinnen, die Welt zu dieser Ueberzeugung zu bringen!

Nennen Sie mir dies Mittel, Amalie! Ich bin begierig!

Lassen Sie mich stets in Ihrer Nähe verweilen, Majestät! Gestatten Sie mir, Sie nach England begleiten zu dürfen, sprach die Baronin rasch, dem König fest in's Auge schauend.

Der Monarch, auf ein solches Verlangen nicht vorbereitet, trat fast bestürzt einen Schritt zurück und sah seine Geliebte mehrere Augenblicke sprachlos an. Aber so kurz dieselben auch waren, er fand, als ein Charakter, auf den nicht ideale Gefühle, sondern nur der Materialismus der Wirklichkeit einzuwirken vermochte, in ihnen sogleich seine Fassung und das volle Bewußtsein seiner Stellung wieder. Wie im Fluge zog vor seinen Gedanken das Bild seiner verehrten und verehrungswerthen Caroline vorüber; er gedachte der Würde des Thrones und erkannte sofort seine Pflichten dieserhalb. Wie sehr er auch die Baronin liebte, er durfte hierin nicht aus Schwachheit gegen sie nachgeben. Stets in seiner Nähe verweilen zu wollen!—welch' Verlangen! Seine Antwort fiel denn auch demgemäß aus. Durch neue und erhöhte Versicherungen seiner Liebe suchte er vorerst die Geliebte zu beruhigen, versprach dann abermals, all' ihre Verhältnisse für Gegenwart und Zukunft so regeln zu wollen, daß nie ein Wort, oder nur ein Blick ihrer Umgebung sie kränken könne, war auch bereit, seine Gefühle gegen sie auf jede andere Art öffentlich kund werden zu lassen und verpflichtete sie zugleich, bei jeder Gelegenheit, wo sie einen Wunsch hege, er möge so groß sein, wie er wolle, und seine Erfüllung eine noch so schwierige, ihn an den gegenwärtigen Abend erinnern zu wollen. Aber den Wunsch, nach London mit ihm übersiedeln zu dürfen, schlug er ihr, als für den Augenblick unmöglich zu erfüllen, entschieden ab, und Frau von Wallmoden, den Charakter des Königs nur zu wol kennend, mußte hierauf von weiterer Verfolgung ihrer Bitte vorerst freilich abstehen. — — — — —

Einsilbig und verstimmt ging das Paar dem Schlosse wieder zu, mischte sich jedoch nicht wieder unter die Gesellschaft, der um fünf Uhr Morgens vom Oberhofmarschall das Ende des Festes verkündet wurde.

Der Mond war bereits unter den Horizont gesunken, ein Lämpchen, eine Flamme nach der andern längst erloschen und in der Helle des Morgenrothes fuhren die Festgäste mit verstörten Köpfen und nicht minder verstörten Toiletten in den schwerfälligen Carossen wiederum der Stadt zu.

———

Am andern Morgen ging der König still und in sich gekehrt, aber offenbar verstimmt in seinem Gemache auf und nieder. Das Fest, von dem er sich so viel versprochen, hatte für ihn nicht freudig geendet. Ueber das, was ihn jedoch augenblicklich so bewegte, konnte er sichtlich nicht recht mit sich einig werden. Das fühlte er offenbar, daß die Neigung, welche ihn an die Baronin von Wallmoden fesselte, eine sehr starke war, ja er glaubte nach und nach selbst, sich ganz zufrieden fühlen zu können, wenn sie beständig in seiner Nähe verweilen werde. Allein als Egoist und kalter Vernunftmensch konnte er sich auch das Ueberwiegende der einem solchem Gefühle entgegenstehenden Grunde keineswegs verhehlen. Soweit gekommen, sah er ferner ein, daß die Baronin, nachdem sie ihren Wunsch einmal zu erkennen gegeben, auf denselben jedenfalls häufig genug zurückkommen und dadurch aufregende Scenen, gleich der gestrigen, herbeiführen werde. Und solche Scenen waren ihm entschieden unangenehm, ganz abgesehen davon, daß bei einer solchen seine Festigkeit dennoch einmal wankend werden und er dem Wunsche der Geliebten nachzugeben, sich bereit erklären könnte. Um solchen Scenen daher vorerst zu entgehen, blieb dem Könige nichts anderes übrig, als sein geliebtes Herrenhausen jetzt häufiger zu verlassen, und sein fernerer Aufenthalt auf dem Continente ward von dieser Zeit an hauptsächlich mit Bereisung verschiedener Provinzen des Kurfürstenthums ausgefüllt. Als er bei diesen seinen Reisen auch die Stadt Osnabrück mit seinem Besuche erfreute, meldete er von dort aus, ganz unerwartet, nach Hannover, daß plötzlich eingetretene Ereignisse ihn zwängen, von Osnabrück direkt nach England zurückzukehren. Der schriftliche Abschied von seiner Amalie ersparte ihm die Gefahr einer Wiederholung der Herrenhauser Scene. Versicherungen seiner Liebe sowohl, wie Zusagen für die Zukunft waren in dem Abschiedsschreiben jedoch, und zwar in noch erhöhtem Maße, ganz die früheren.

Im Herbste 1736 kam Georg II. in London wieder an. Bald darauf nahm dort die winterliche Saison ihren Anfang, und in dieser trat ein Ereigniß ein, das auf den König den tiefsten Eindruck machte und für die Verhältnisse der Baronin von Wallmoden von entscheidendem Einflusse werden sollte. Als der Monarch nämlich in Begleitung seiner Gemahlin einen vom Herzoge von Devonshire am Neujahrstage des Jahres 1737 gegebenen Ball besuchen wollte, trat diese beim Verlassen des Wagens fehl und stürzte heftig zu Boden. Eine innerliche Verletzung war Folge dieses Sturzes. Mochte die Königin anfänglich glauben, daß die Sache von keiner Bedeutung sei, oder hatte sie, wie erzählt wird, einen unüberwindlichen Widerwillen, Aerzte an ihrem Körper operiren zu lassen—sie verheimlichte das Uebel zum Aeußersten. Als sie endlich die Aerzte zuließ, war bereits jede Hülfe vergeblich. Mit Beginn des Sommers mußte sie das Krankenlager einnehmen, von dem sie nicht wieder erstehen sollte. Es handelte sich nicht mehr um Erhaltung eines theuern Lebens, sondern allein darum, gezählten Tagen vielleicht noch einige hinzuzusetzen.

Sobald dem Könige die Gewißheit des Verlustes ward, kam ihm sofort auch das Gefühl der völligen Unersetzlichkeit desselben. Jede Stunde, die ihm frei blieb, brachte er am Krankenbette der geliebten Gemahlin zu, mit den unzweideutigsten Beweisen der größten Liebe und Theilnahme. Freilich waren auch diese wieder sämmtlich dem Charakter des Königs angepaßt. Mochten sie danach auch noch so wunderlich und pedantisch erscheinen—sie kamen darum vielleicht mehr von Herzen, wie die feierlichsten, salbungsreichsten Phrasen anderer Naturen. In seinen Memoiren erzählt Lord Hervey hiervon das schlagendste Beispiel:

Wenige Tage vor ihrem Tode hatte die Königin noch eine lange Abschieds Unterredung mit ihrem Gemahl. Sie suchte ihn zu bereden, seine Tage nach ihrem Tode nicht in Einsamkeit hinzubringen, sondern sich wieder zu vermählen. Allein der König, überzeugt, daß kein Weib vermöge, die Stelle seiner geliebten Caroline neben ihm einzunehmen, ergriff ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Non! Jamais! Je n'aurai que des maitresses!" worauf die Königin antwortete: Ah, mon Dieu, cela n'empeche pas!" eine ganz im Geiste jener Zeit gehaltene Scene, die dazu mit wenigen Worten das treffendste Bild des Verhältnisses der beiden Ehegatten zu einander giebt.—

Die Königin starb am 20. November 1737. In der ersten Zeit nach ihrem Tode war der König untröstlich und gänzlich ohne Fassung. Der gewöhnliche Gang des Lebens übt indeß bei einem solchen Charakter bald seine volle Gewalt wieder aus—und bereits nach wenigen Monaten war der König der Alte. Das Gefühl des Alleinstehens war das erste, das sich besonders in ihm geltend machte, und dies Gefühl mußte seine Gedanken zunächst wieder auf seine geliebte Frau von Wallmoden leiten. Von Neuem erinnerte er sich der nächtlichen Scene im Herrenhausen Garten, deren Andenken ihn noch vor Kurzem stets unangenehm berührt hatte. Der Erfüllung des Wunsches der Geliebten, stets bei ihm weilen zu dürfen, stand jetzt ja nichts mehr im Wege. Er meldete dies der Baronin und nach wenigen Monaten sehen wir sie, vom Könige zur Gräfin Yarmouth erhoben, als die von der englischen Aristokratie anerkannte Freundin Georg's II. die Honneurs in seinen häuslichen Cirkeln machen.

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Mit derselben Liebenswürdigkeit, mit der sich die Dame das Herz ihres Königs gewonnen hatte, wußte sie sich den Besitz desselben dreiundzwanzig Jahre, bis zum Tode Georg's II. zu erhalten. Sie galt viel bei ihm und jeder ihrer Wünsche fand Erfüllung. Freilich war sie auch klug genug, dieselben nie zu hoch schweifen zu lassen, namentlich aber niemals von ihrem königlichen Herrn zu verlangen, was der Glorie hätte in den Weg treten können, in der seiner Erinnerung das Bild der entschlafenen Gattin beständig vorschwebte.

Bei der englischen Aristokratie war die Gräfin nicht minder beliebt, und zwar vorzugsweise wohl deshalb, weil sie, obwohl dem Kenige so nahe stehend, sich nie in die Politik mischte und die auf englischem Boden erwachsenen Parteien, ohne einer derselben sich anzuschließen, ihren beständigen Kampf selbstständig ausfechten ließ. Ob sie aus wohlüberlegter Absicht oder in Folge eines mehr mittelmäßigen Charakters, der von Ehrgeiz und Herrschsucht nimmer bewegt ward, so handelte? einerlei, sie handelte so und bemerkte sehr wohl die für sie wohlthätigen Folgen dieser Handlungsweise. Niemand nahm je Veranlassung, gegen sie zu intriguiren, oder fand etwas dabei zu erinnern, wenn sie sich, ab und zu, bei Vergebung einer reichen Pfründe oder Sinecure insofern betheiligte, als sie all' ihren Einfluß zu Gunsten dessen aufwandte, der ihr, selbstredend auf die zarteste Weise, ein reiches Geldgeschenk hatte zufließen lassen. Für Gold hatte die Gräfin nun einmal eine besondere Vorliebe, wie sie denn auch eine herzliche Freude zeigen konnte, wenn sie beim Pharaotische, der in den inneren Gemächern des Königs für seine vertraulichen Abendgesellschaften stets aufgeschlagen war, reichen Gewinn davon trug.

Fünf Jahre nach dem am 25. Oktober 1760 erfolgenden Tode ihres königlichen Freundes folgte die Gräfin Yarmouth diesem in die Gruft. Wenn von ihr in England nicht so viel mehr geredet und erzählt wird, wie in Frankreich von einer Maintenon, einer Pompadour, einer Du Barri, so ist der Grund hierfür allein darin zu suchen, daß die Gräfin Yarmouth ihrer neuen Heimath nimmer das Ueble angethan hat, was jene Damen ihrem eigenen Vaterlande verursacht haben. Denn das Andenken dieser Frauen besteht nur in dem, was sie gesündigt haben!!!—

Tägliche Briefliste vom 27. August.

Bauer Imanuel	Krueger Dr W A
Bielow Mrs J	Kern Meinrad
Brecht Joseph	Oppenheimer Mrs S
Cline C	Schneider Jno Adam
Dresher H	Seelbach Louis
Dobler Geo W	Teder Bernhard
Echard W C	Van Frank Emmet
Faust Phil	Viett William
Groppe Mrs Chas	Wilhelm Miß Lizzie
Haeberlin Conrad	Weil Kasper
Hiffler Paul	Zahn Mrs Mary
Jacob Morris	

L. M. Porter, P. M.

Todes-Anzeige.

Vorgestern Abend 6 Uhr starb an der Lungenentzündung unser geliebter Gatte und Vater, J. Jacob Schrodt, im 57. Lebensjahre. Die Beerdigung findet heute, Sonntag Morgen 9 Uhr vom Trauerhause an der Bardstown Road statt. Kutschen stehen um 8 Uhr bei Herrn Pearson, Jefferson Straße, nahe dritter, bereit, um Freunde hinauszufahren.

ag27 Die trauernde Wittwe und Kinder.

Verlangt wird:

Ein ordentlicher Painter, der vielleicht auch etwas vom Carriage Painten versteht, etwas Deutsch spricht, und in der Stadt bekannt ist, wird als Partner gesucht. Nachzufragen bei Adam Miller,

ag27 1w 19 Vierte Straße zw. Main und River.

Durch S. G. Henry u. Co.

Feine Haus-Möbeln auf Auktion

in der Privatwohnung No. 433 West-Jeffersonstr.

Am Mittwoch, den 30 August, Morgens 10 Uhr, verkaufen wir auf Auktion gegen Baar, in dem Residenz neben der St. Johns Kirche, eine Anzahl Möbeln, bestehend zum Theil in Bureaus, Bettstellen, Waschtischen, Tischen, Stühlen, Oil Walnut Marble-top Sideboard, eine große Haartuch-Lounge, Porzellanwaaren etc.

Um 11 Uhr: Ein feines Oil Walnut Chambers-Set, ein ausgezeichnetes 7-Octav Piano, und ein schönes Haartuch Parlor-Set von Mahagoniholz.

ag27 S. G. Henry u. Co., Auktionäre.

S. G. Henry u. Co.,

Auktionaere

—und—

Commissions-Verkäufer,

233 Mainstraße.

Zweig-Geschäftshaus:

56 und 58 Mainstraße,

ag27 **Louisville, Ky.**

Humboldt Loge No. 141 J. O. O. F.

Die Beamten und Brüder der Humboldt Loge No 141 J. O. O. F. sind hiermit eingeladen, der regelmäßigen Versammlung der Loge am Montag Abend, den 28 August, beizuwohnen, da Geschäfte von großer Wichtigkeit zur Verhandlung kommen werden.

John Mader, O. M.

Martin Müller, Sekr. ag26

Gesucht.

Arbeit für einen Schuhmacher um Flickerei und neue Arbeit zu besorgen

No. 368 Jeffersonstraße Südseite zw. Preston u. Jackson.

Verlangt.

Ein Kindermädchen, um mit einer Familie auf einige Wochen aufs Land zu gehen. ag11

Nachzufragen No. 291 Mainstraße, 1. Etage, über der 2. National Bank, Nachmittags zwischen drei und sechs Uhr.

Bäckerei zu verkaufen.

Eine sich guter Kundschaft erfreuende gut eingerichtete Bäckerei, nebst Pferd und Wagen, ist unter annehmbaren Bedingungen zu verkaufen. Nachzufragen bei Conrad Kisler,

ag15 bw Ecke Shelby und Walnutstraße.

Zimmer zu verrenten.

Zwei meublirte Zimmer, das eine für zwei, das andere für einen einzelnen Herren, sofort zu vermiethen. Näheres No. 160, dritte Straße zw. Markt und Jefferson.

Verlangt

Ein guter Bäcker bei Edward Starke,

ag21 3m* Chestnutstraße, zwischen Hancock u. Clay.

Verlangt werden

1000 Segelmacher werden verlangt in

ag23 6n No. 18 Zweite Straße.

Verlangt.

Ein Mädchen, um der Hausfrau bei der Arbeit zur Seite zu stehen, wird sofort verlangt.

Robert Mansfeld,

ag18 bw 724 Marktstraße, zw. 18 u. 19.

Verlangt.

Ein tüchtiger Tinner für auswärts sofort verlangt, No. 190, Preston Str., zw. Green und Lafayette.

ag18 3m* Jacob Herd.

Partner gesucht.

Ein junger thätiger Mann mit einem kleinen Capital von ca. $400–500 wird als Theilhaber in einem gut gehenden Fleisch- und Frucht-Geschäft gesucht. Zu erfragen in der

ag24 3m Volksblatt Office.

Ein Milchgeschäft zum Verkauf.

Ich habe mich entschlossen von hier fort zu ziehen, und biete ich mein Milchgeschäft zum Verkaufe an, dasselbe ist gelegen an der Bardstown-Road, vier Meilen von der Stadt, auf Dr. Tuckers Platz. Ich habe 53 Kühe, 6 Maulesel, drei Pferde, zwei gute Milchwägen, einen ganz neuen Swingwagen, zwei zweispännige Ackerwägen, 3 Eggen, 2 Lodaren, 5 Pflüge, 1 Heurächen und eine ganz neue Grasmaschine und eine gute Fruchtmaschine. Sowie 16 Stock Hafer und Heu und 10 Loads Hafer u. Heu auf dem Kuhstall und 20 Acker schönes Korn im Feld. Dazu sind noch 4 Jahre und 5 Monat Leas auf dem Platz. Kaufliebhaber melden sich sogleich bei mir auf dem Platze.

ag18 2W George Jann.

Feinschmecker heraus!

Die

Oyster-Saison

eröffnet

Durch Chas. Niedringhaus,

(Schad's Salon)

Dritte Straße, zwischen Markt und Jefferson.

Frische Oysters sind von jetzt ab in Schad's Salon zu haben.

Der feinste Claret

unentbehrlich dierkel,

die Flasche .... 50 Cents
die halbe Flasche .... 25 Cents
der Schoppen .... 10 Cents

Achtungsvoll
Chas. Niedringhaus,
(Schad's Salon)

ag18 Dritte Straße, zwischen Markt u. Jefferson

Sommer-Theater

— in —

Beck's Halle,

Jefferson Straße, zwischen erster und zweiter.

Direktor .... Emil Lamitz.

Sonntag den 27. August.

Zum ersten Male:

Die heilige Genoveva.

Großes romantisches Ritterschauspiel in 8 Bildern und einem Nachspiel von Friedrich Hebbel.

1. Bild: Der Abschied.	5. Bild: Das Schlafgemach.
2. Bild: Die Wahrsagerin.	6. Bild: Der Zauberspiegel.
3. Bild: Der Versucher.	7. Bild: Schwert u. Ring.
4. Bild: Das Complott.	8. Bild: Die Wildniß.

Das Stück schließt mit dem Nachspiel:

Schmerzenreich.

In Vorbereitung: Therese Krones (Festspiel für Heinrich Meyer). — Die Kreuzfahrer oder die eingemauerte Nonne. — Der ewige Jude. — Die Waise von Lowood.

☞ Eintritt 35 Cents. Reserviren 10 Cents extra. Kinder 20 Cents. Anfang 8 Uhr. ag25

Phönix Hill-Park.

Sonntag Nachmittag 2 Uhr

sowie

Abends,

findet in obigem beliebten, romantisch gelegenen Erholungsplatze ein

Sacred Concert!

statt, zu welchem freundlichst einladet

Otto Brohm.

Eintritt 10 Cents für Herren, Damen frei.

Floral Park

Vergnügungs-Garten.

Ecke der 6. Straße u. Ormsby Avenue.

Dieser herrliche Vergnügungsgarten ist dem Besuche des Publikums zu jeder Tageszeit (Sonntags nur Nachmittags) geöffnet.

Zur Unterhaltung der Jugend befinden sich daselbst alle erdenklichen Spiele, Schaukeln, Turnapparate etc. sowie eine geräumige Bade und Schwimmanstalt.

Für Erfrischungen, Ice cream, Sodawasser, Cakes, Cigarren etc. ist in der neuen dem Schwimmerplatz sich befindlichen Conditorei von F. Raetzel die beste Sorge getragen.

Eintritt a Person .... 15 Cents

Dieser Platz eignet sich vorzüglich für Familien und Vergnügungs-Pic-nic's u. kann derselbe zu niedriger Rente engagirt werden. Man wende sich auf den Platz an F. Raetzel oder den Superintendent.

Jeden Donnerstag Abend großes Promenaden Concert mit brillanter Illumination des Gartens und Aufsteigen von Luftballons.

jn14 tuf W. Connell.

N. B. Die vierte und sechste Straße Eisenbahn fährt alle 10 Minuten bis spät Abends bis zum Eingangsthor.

Hebel's

Alizarine oder Schul-Tinte.

Diese unübertreffliche Tinte ist besonders präparirt, um den Ansprüchen von Lehrern und Schülern gerecht zu werden, welche bisher vergeblich Tinte zu erlangen bestrebt waren, welche ihrem Gebrauche entsprach. — Tinte, welche eine gleichmäßige Flüssigkeit bewahrt, frei von Schimmel, und nicht den widerlichen Bodensatz, nachdem sie einige Tage der offenen Luft ausgesetzt ist, nach läßt, oder die nicht nach einigen Monaten auf dem Papier gelb erscheint. Diese Tinte erscheint, wenn zuerst auf dem Papier angewendet, dunkelgrün, doch wechselt sie bald in ein schönes und dauerndes schwarz. Man findet Circular und Preisliste bei

ag26 Chas. Hebel, Louisville, Ky.
oder in der Fabrik, 630 Mainstraße, Louisville, Ky.

Geschäfts-Uebernahme.

Philipp Hillen's

Wein- u. Bier-Wirthschaft.

Ich erlaube mir meinen Freunden und dem Publikum die ergebene Anzeige zu machen, daß ich die früher von Hrn. H. S. Leib geführte Wirthschaft, belegen an der Ecke von Clay und Washingtonstraße käuflich übernommen habe. Es wird mein stetes Bestreben sein, durch die besten Getränke, worunter namentlich das delikateste Lagerbier, reine Weine, ächte Liqueure, abgelagerte gute Cigarren etc. die Gunst des Publikums zu gewinnen und zu erhalten.

Jeden Morgen, auch Sonntags, ein halb zehn Uhr delikaten Lunch, wozu freundlichst einladet Philipp Hillen.

ag25 Ecke der Clay und Washingtonstraße.

J. Dolfinger. Otto Dolfinger.

J. Dolfinger & Co.

No. 98, Marktstraße, zwischen dritter und vierter Straße.

Porzellan u. Glaswaaren,

Silberplattirte Waaren, Tischgeräthe, Spiegel, Lampen u. s. w.

IMPORTERS

CHINA & GLASS

J. DOLFINGER & CO.

SILVER PLATED WARE

Henry Knoefel,

Buch-, Kunst-

— und —

Musik-Handlung,

Deutsche u. engl. Leih-Bibliothek,

sowie deutsches

Passage- u. Wechselgeschäft

No. 68 Marktstraße, Südseite,

zwischen zweiter und dritter Straße,

Louisville, Kentucky.

☞ Bücher werden je nach Bestellung gebunden und alle Sorten Geschäftsbücher fabrizirt.

☞ Bilder, Rahmen und Spiegel in größter Auswahl vorräthig; Vergoldungen werden in bester Weise ausgeführt.

☞ † Herr Jacob Schrodt, über dessen vorgestern erfolgten Tod wir gestern unsern Lesern detaillirte Mittheilungen machten, wird heute Vormittag um neun Uhr vom Trauerhause an der Bardstown Road beerdigt werden. Kutschen werden an der Jeffersonstraße, in der Nähe der 3. bereit stehen, um die zahlreichen Freunde des Verstorbenen nach dem Trauerhause zu bringen.

Die Nachricht über den Tod des Herrn Schrodt hat in weiten Kreisen große und aufrichtige Trauer hervorgerufen. Das wird Keinen befremden, der da weiß, wie innig die Carriere dieses Mannes mit der Geschichte des Deutschthums dieser Stadt verflochten war und wie freudig und rückhaltlos er Werke der Wohlthätigkeit förderte, ohne eine öffentliche Anerkennung seiner Verdienste zu beanspruchen. Das ganze Deutschthum betrauert in ihm einen fast unersetzlichen Verlust; er war ein Ehrenmann in des Wortes edelster Bedeutung. Sanft ruhe seine Asche!

☞ Aus der renommirten Buchhandlung des Herrn Henry Knöfel, ging uns gestern das 22. Heft „Ueber Land und Meer" zu.

☞ Der Mayor von Jeffersonville hat den City-Clerk zum Delegaten zu der am 17. September in Baltimore zusammentretenden commerciellen Convention ernannt.

☞ Das Zuchthaus in Jeffersonville soll bekanntlich als Waggonfabrik dienen u. am 1. September werden die versiegelten Angebote auf die Arbeitskraft der Sträflinge geöffnet werden.

☞ Hr. Fleming, der bekannte Schiffer in Leavenworth, Indiana, hat dem Schiffer Lou. Mulholland eine Wette von $100 bis $10 000 angeboten, daß er ihn im Rudern besiegen könne. Die Wette wird angenommen werden.

☞ Daß John Robinson auf Ersuchen von Beamten des deutsch-protestantischen Waisenhauses den Kindern freien Zutritt zu der Menagerie, Museum und Circus gewährte, daß ihm dafür öffentlich Dank gesagt werden solle, vergaßen wir gestern zu bemerken.

☞ Die New Albanyer beschweren sich darüber, daß der neue Census ihre Seelenzahl auf nur etwas über 15,000 angibt und berufen sich zum Beweise für die Behauptung, daß jene Zahl zu niedrig gegriffen sei, auf den jüngsten Bericht an den Schulboard, wonach die Zahl der Schulkinder in der Stadt und im Township schon mehr als halb so viel beträgt, nämlich 7675.

☞ Dürre. Der Danviller Advocate schreibt: Die Dürre währt noch immer in dieser Gegend fort. Die Kornernte ist unwiderbringlich dahin und das Gras ist buchstäblich versengt. Wasser für Menschen und Thiere ist sehr rar geworden.

Das Richmond Register schreibt, daß es in sieben Monaten nicht in der ganzen Gegend geregnet habe und die Saaten allgemein beschädigt seien.

In verschiedenen Theilen des County Adair sind Quellen, die bisher stets flossen, zum ersten Male versiegt.

☞ Kentuckier Kohlen. Ein Frachtzug der Nashviller Bahn hat fünf Waggonladungen Steinkohlen, im Ganzen 1,125 Buschel, von den direkt an der Elizabethtown-Paducah-Eisenbahn liegenden Render-Minen im County Ohio hierhergebracht. Es ist ein Arrangement zwischen der Kohlencompagnie und der Elizabethtown-Paducah-Bahn getroffen worden, demzufolge jene Kohlen, die an Güte den Pittsburgern gleichkommen sollen, am hiesigen Bahnhofe für 16 Cents per Buschel geliefert werden, so daß dieselben den Consumenten nicht höher als 20 Cents der Buschel zu stehen kämen. Außer jenen Kohlenminen bestehen noch viele an der genannten Bahn, und wir haben also jetzt wenigstens den Trost, daß nie mehr Kohlennoth hier entstehen kann und dieselben nie theurer als fünf Dollars die Fuhre zu stehen kommen werden.

☞ Der New Yorker Circus giebt seine Vorstellungen am nächsten Mittwoch, Donnerstag und Freitag, an der Ecke der Vierten u. Chestnutstraße. Der Direktor des New York Circus erklärt, daß er nicht nur im Stande ist, Alles bis auf den Buchstaben zu erfüllen, was er in seinen Anzeigen sagt, sondern er kann auch genügende Beweise liefern, daß er die höchst gestellten Anforderungen befriedigt hat. Der New York Circus ist keine reisende, unverantwortliche Gesellschaft, heute hier, morgen dort, und am dritten Tage nirgends, sondern ein permanentes Institut befindet sich in einem prachtvollen eisernen Gebäude, das besonders zu diesem Zweck in einem der schönsten Theile der größten Stadt des Landes erbaut wurde, und gehört zu den populärsten Vergnügungsorten in New York. Tausende von Fremden aus allen Theilen des Landes besuchen dieses Etablissement jährlich, und es giebt keinen Ort, welchen die Truppe während ihrer jetzigen Excursion besucht, an welchem nicht unparteiische Leute gefunden werden können, welche aus eigener Erfahrung und Beobachtung, Alles, was über die Attraction, geachtete Stellung, und genaue Ausführung aller angezeigten Attractionen behauptet wird, zu bekräftigen bereit sind.

Sonntags-Vergnügen.

Der Himmel lacht; der Sonne Strahlen glühen,
Im Freien nur für Labung Lüfte weh'n
Nach unsern Gärten frohe Schaaren ziehen
Und Abends solche in's Theater gehn.

Im „Woodland Garten" gibt es heut
Ganz kreuzfidele Seelen;
Und was das Herze stärkt erfreut,
Dran, Bernhardt's nie läßt fehlen.

Das Löwenwirth'sche Ehepaar —
Beliebt ist es bei Allen —
Besucht heut Jeder, das ist klar,
Und der Springbrunnen wird gefallen.

„Floral Park," beachtet dies,
Per Cars ist zu erreichen;
Er ist ein förmlich Paradies
Und suchet seines Gleichen.

Mag Jeder sagen was er will,
Wir haben keine Bange,
Und klettern heut auf „Phönix Hill"
Und ruhen aus dort lange.

Der Abend kommt heran, denkt
Wer nicht fing einen Kater,
„Nach Beck's Hall unsern Schritt gelenkt,
Denn dort gibt's heut Theater".

Hat man den Sonntag so vollbracht,
Dann legt man froh sich nieder.
Und wenn am Morgen man erwacht
Sind neugestärkt die Glieder.

☞ Sommertheater in Becks Halle. Heute wird im genannten Theater zum ersten Male das große romantische Ritterschauspiel von Friedrich Hebel: „Die heilige Genoveva" mit dem Nachspiel „Schmerzenreich" aufgeführt. Das Stück ist fleißig einstudirt und die Besetzung der einzelnen Stellen läßt nichts zu wünschen übrig. Da die Sommersaison demnächst zu Ende geht und die Aussichten für die Gründung eines stabilen Wintertheaters nicht besonders günstig sind, so wird jeder kunstsinnige Deutsche gern die ihm noch in letzter Stunde gebotene Gelegenheit wahrnehmen und das Theater, welches auf keine materiellen Erfolge zurückblicken kann, fleißig unterstützen.

☞ Herr J. H. Richter hält ausschließlich Knaben Kleider in seinem Geschäfte No. 110 Marktstraße, Südseite, zwischen der dritten u. vierten und fertigt solche auf Bestellung in kürzester Zeit. Passende Kleidung für Knaben giebt diesen freie Entwickelung und Gebrauch der Glieder, wie auch ein hübsch gekleideter Knabe mehr auf sich hält. In Louisville kann man kein Geschäft finden, in dem man besser und billiger bedient wird, wie bei Herrn J. H. Richter.

☞ Philipp Haags, Grocerie u. Kaffee Haus an der Nordwestecke der Clay und Shelbystraße, erfreut sich seit der Uebernahme von dem jetzigen Besitzer, einer beneidenswerthen Kundschaft. Ein Wunder ist es freilich nicht, denn Philipp hält in seiner Grocerie blos die besten Artikel, welche er zu billigen Preisen verkauft. Der mit dem Geschäft verbundene Saloon ist stets mit dem besten Lagerbier, Wein, Cigarren u. s. w. versehen und versteht es Philipp aus dem Fundament, seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

☞ Feinschmecker machen wir darauf aufmerksam, daß alle Delicatessen, welche die Jahreszeit bietet, bei Herrn Henry Monsch an der dritten Straße, zwischen Market und Jefferson, in vorzüglicher Güte vorräthig sind. Namentlich bringen wir die vortrefflichen Prairiehühner und Oysters in Erwähnung, welche zu raisonablem Preise von Herrn Monsch zu beziehen sind. Wenn wir unsern Lesern den Rath geben, ehe sie ihre Einkäufe machen, zuerst zu Herrn Monsch zu gehen, so ist das keine allgemeine Phrase, sondern ein ernstgemeinter Rath, dessen Befolgung Niemand gereuen wird.

☞ Unterbrochenes Hochzeitsfest. Am Mittwochabend sollte Blain Marschall, ein Conducteur an der Nashviller Bahn mit einer Lehrerin an einer der hiesigen öffentlichen Schulen in der an der Chestnutstraße liegenden Methodistenkirche getraut werden; die Einladungen zur Beiwohnung der Trauung waren erlassen und die Kirche war mit Zuschauern angefüllt. Bis um 9 Uhr war aber das Brautpaar nicht erschienen und die Zuschauer entfernten sich, vergeblich sich den Kopf über dessen Nichterscheinen zerbrechend. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß der Bräutigam am Trauungstage heimlich die Stadt verlassen hat. Was ihn dazu bewog, weiß man nicht. Marshall ist der Sohn eines verstorbenen angesehenen Bürgers dieser Stadt und hat durch seine heimliche Entfernung eine lebenslängliche Anstellung an der Nashviller Bahn aufgegeben. Die betrogene Braut wird allgemein bedauert.

☞ Mammuth. Ein gewisser Randolph Kendall, der an Kendall's Landing im County Harrison in Indiana wohnt, hat in jener Gegend einen Zahn gefunden, der jeden bisher dort gefundenen an Größe und Schwere übertrifft. Es ist ein versteinerter Backenzahn, der beinahe neun Pfund schwer ist, den er nebst verschiedenen demselben Thiere angehörenden Knochen an der Mündung eines unter dem Namen Cold Friday bekannten Flüßchens fand. Unter den Knochen befand sich einer von acht Zoll im Durchmesser, der jedoch, als er der Luft ausgesetzt ward, zu Staub zerfiel.

Briefkasten.

Hrn R., Evansville—Damit können wir dienen. Adressiren Sie United States Hotel, Ecke Fulton und Pearlstraße.

Unabhängig — Abermals — Man sagt am unabhängigsten sei Der, welcher die wenigsten Bedürfnisse hat und sich selbst beherrschen kann. Am Genügsamsten soll Diogenes von Sinope gewesen sein, geb. 414 vor Chr., welcher die Tugend als Uebung in der Entbehrung betrachtete und sich selbst einfacher Lebensbedürfnisse entschlug. Auf einer Reise nach der Insel Aegina, wurde er von Seeräubern gefangen genommen und in Kreta als Sklave verkauft; sein Herr, Xeniades schenkte ihm die Freiheit wieder. Alexander der Große soll eine Unterredung mit ihm gehabt haben und seine Genügsamkeit bewundert haben. Bekannt ist, daß er am selben Tage auf dem menschenvollen Markte Athens mit einer brennenden Laterne „Menschen" suchte. Menschen behauptete er nirgends gefunden zu haben, jedoch Kinder zu Lacedämon.

Leimsieder.—„Bataillon" wird buchstabirt, wie hier geschrieben steht. Wer anderer Ansicht ist, und wenn es ein Zeitungsschreiber wäre, verräth dadurch nur, daß er auf sehr gespanntem Fuß mit der Orthographie steht.

Hrn W R — Da ist schlecht rathen. Sollten sich in Güte mit Ihrer Frau vergleichen oder abfinden. Das Gesetz ist abscheulich und doch kann es nicht wohl anders sein und nicht allein in Kentucky existirt es, auch in andern Staaten. Wir hörten vor längerer Zeit von einem Falle in New York, der dem Ihrigen analog ist. Ein Herr W. Wright daselbst heirathete. Er war alt und wohlhabend, sie eine Wittwe, durchtrieben und mit den Gesetzen des Landes wohl vertraut. Sie zeigte einige Wochen nach der Heirath zweien Zeugen mehrere Noten, die ihr Mann zu ihren Gunsten ausgestellt und ihr gegeben habe nach sechs Monaten zahlbar. Als die Zeit kam, in der die Noten fällig, gab die Frau vor die Noten verloren zu haben, ging vor Gericht, beschwor die Noten verloren zu haben, ließ die beiden Zeugen ebenfalls beeidigen, daß sie jene Noten zum angegebenen Betrage in Händen der Frau sahen, und trotz allen Leugnens und Versicherns des Herrn Wright, daß er für seine Frau niemals Noten ausgestellt habe, wurde er gerichtlich zur Zahlung verurtheilt, und seine darauf wegen begangenen Meineids von seiner Frau gegen dieselbe eingeleitete Scheidungsklage wurde verworfen. Das sind eben Gesetze.

Hrn G A—Eigenthümliche Frage. Bestrafen Sie ihn, schenken Sie ihm eine Wurstspritze, damit mag er den Brand löschen.

Hrn K M—Also zwei Bewerberinnen. Sie Glücklicher.

Hrn A — Hamburg hatte nach der Zählung von 1867 225,000 Einwohner von denen zwölf-dreizehntel Lutheraner; von dem letzten Dreizehntel sind 13 448 Juden, 6220 Katholiken und 2,200 Reformirte. Hamburg wurde 808 von Karl dem Großen angelegt

C B — Der Druckfehler ist bekannt. Aber neulich enthielt eine Zeitung den recht originellen, statt Comite für Liebesgaben; Comite für Diebesgaben zu setzen.

Ein Leser—Wissen Sie nicht, was Goethe sagt?

A. Sag' mir, warum Dich keine Zeitung freut?

B. Ich liebe sie nicht, sie—dienen der Zeit!

und wiederum sagt Goethe:

Darf man das Volk betrügen?
Ich sage nein!
Doch willst Du sie belügen
So—mach' es nur nicht fein.

Hrn Ch A. Crawfordsville — Haben die No. 34 nachgesandt

Hrn Val Schl—r—Mattoon.—Wollen Sie gef. Ihre frühere Adresse senden.

C F W—Trotz Ihres „bitte! bitte!" dürfen wir Ihnen den richtigen Namen und die Adresse von C M. W H nicht mittheilen—Redaktionsdiskretion! Wir werden der Dame aber gern einen Brief von Ihnen übermitteln.

Hrn S R F — Wir lassen uns prinzipiell auf keine theologischen Fragen ein, das gehört nicht in unsern Rayon.

M B — Froufrou ist ein französisches Wort und ist unübersetzbar. Es bedeutet das Rauschen oder Knirschen der Seide und des Atlasses, weist also auf die Ueppigkeit der Damen hin.

Hrn Dr R W — Manche hübsche Gedanken, aber das Ganze doch nicht druckreif.

Hrn C S — Der Anfang ist als Probe ganz hübsch, aber etwas komplizirter müßten sie doch sein; sie haben gar zu viel Aehnlichkeit mit denen auf Bonbonshülsen.

Hrn C — Glycerin ist dasselbe wie Lipyloxyd und ein von Scheele entdeckter Körper, welcher einen wesentlichen Bestandtheil aller Fette bildet. Bei Wunden wirkt es äußern angenehm und heilend; hat namentlich bei Salbe und Pflastern den Vorzug, daß es die die Wunden umgebenden Stellen nicht einfettet und durch Wasser leicht wieder entfernt werden kann.

Frl S in T — Wir würden an Ihrer Stelle das Anerbieten annehmen; wie manches Mädchen wurde Ihnen sicher zureden, da es aus eigener Erfahrung weiß, daß der Augenblick des Glücks ein einziger ist und sich selten wiederholt.

Hrn C W — Die Notizen haben sich bewahrheitet und wir danken Ihnen für die Bemühungen.

Hrn K A—In Deutschland ist das nicht usus; für Ihre Zwecke dürfte die neue Ausgabe die einzig brauchbare sein.

Hrn C B — Manche hübsche Gedanken, aber doch meist noch formloses Chaos der Empfindung.

Hrn B W — Die Erfindung, Photographieen vermittelst der Buchdruckerpresse zu vervielfältigen, gehört dem Photographen Albert in München an dessen Geheimniß sie, wie wir glauben, noch ist.

Hrn R L — Die Zeitung existirt längst nicht mehr; eine solche Spezialität kann sich nicht halten.

Mehrere Briefe blieben zur Beantwortung auf nächste Nummer liegen.

☞ Ein neues Fährboot wird bald zwischen unserer Stadt und Jeffersonville fahren und zwar entweder zur Claystraße hierselbst oder vom Ohio-Mississippi-Bahnhof in Jeffersonville aus nach der ersten Straße, an der das Galthause liegt. Die O. M. Bahn interessirt sich für die letztere Fahrstrecke.

Omnibus.

Der Unterhaltung und dem Humor gewidmet

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 27. August 1871.

Der Raub Straßburgs im Jahre 1681.

Vaterländischer Roman in drei Theilen von

Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Hannibal ante portas.

Es war am Abende desselben Tages. Das Haus des Syndicus Frantz batte in seinem Inneren ein festliches Gewand angezogen. Namentlich aber war dies in dem Stockwerke der Fall, welches die Familie bewohnte.

Laubgewinde zogen sich an der Treppe herauf und schmückten oben den Vorplatz, wandelten sich hier aber in Blumengewinde, die in den reichen Farben der Herbstflora prangten.

Auch das Zimmer des würdigen Syndicus war bereits zierlich geschmückt, und empfing jetzt aus Mutter Hedwig und Alma's Händen die letzte sinnige Ausstattung, die aus einem, im Hintergrunde angebrachten, von Guirlanden umfaßten Transparente bestand, welches in schlichten aber tiefgefühlten Worten die Genesung des geliebten Gatten und Vaters feierte.

Es war dies freilich ein Werk Hugo's; die ganze weitere Ausschmückung aber war aus den Herzen und Händen der Mutter und Tochter hervorgegangen. Sie durfte ja als der reine, ungekünstelte, natürliche Eindruck ihrer innigen Freude angesehen werden.

Und einfache ungekünstelte Naturen waren diese Beiden ja in der That;...... Naturen, bei welchen Geist und Herz auf dem rechten Flecke saßen, so daß klarer ruhiger Verstand einer tiefen Empfindung die Wage hielt.

Ein weibliches Wesen ohne Empfindung—sei es nun Mädchen oder Frau—ist und bleibt eine harte, kalte, zurückstoßende Erscheinung.

Gewiß!......dies waren hier Mutter und Tochter nicht; noch weniger aber gehörten sie zu den Allzuempfindsamen.

Die Gattin des Syndicus wußte es—und sie hatte es der Tochter theils angeboren, theils auch bei ihr durch kluge Erziehung zur schönen Ausprägung gebracht—daß ein wahrhaft gebildetes weibliches Wesen neben dem Sinn für alles Schöne und Gute, sein Herz auch zarten Empfindungen: jedem rührenden Eindruck, den tausendfachen Leiden und Freuden seiner Mitmenschen, zunächst natürlich der ihm Nächststehenden, offen halten muß. Nur—und das war ein Hauptgrundsatz in ihrem Wesen und ihrer Erziehung—nur um Gottes Willen hierin das schöne und richtige Maß gehalten! Die Stimmung des inneren Menschen muß immer der Natur der Sache angemessen sein und bleiben, wenn die Harmonie der Seele nicht gestört und damit das schöne Gleichgewicht, diese Grundlage der Anmuth, abgehoben werden soll.

Und ist dies nicht wahr?

Ist das weibliche Wesen nicht zu beklagen, das in dem Einen oder dem Anderen, in dem Entzücken oder in dem Schmerz, kein Maß und kein Ziel kennt!

Und dann.........wie unendlich widrig tritt bei dem weiblichen Geschlecht—bei dem man vor allen Dingen Natur sucht—jede Uebertreibung hervor. Ist sie allzugroße Lebhaftigkeit des Gefühls, nun......so muß sie eine kluge Erziehung oder energische Selbstbeherrschung zu zügeln wissen; ist sie aber Ziererei......dann.....o wehe!......dann ist sie das Widerlichste des Widerlichen!

Der ruhige vernünftige Mann schätzt ein gefühlvolles Herz gewiß unendlich hoch. Ziererei aber.........wird er stets verlachen und verachten. Und wie oft wird solche Unnatur, solche Gefühlsübertreibung und eitle Spielerei mit Gefühlen, zur Ursache peinlichster Unzufriedenheit mit der eigenen Lage, zum Grunde des größten Elendes im häuslichen Leben.

Die Hauptsache ist daher bei jenem weiblichen Wesen—und dies gerade bewahrheitete sich so schön bei Mutter Hedwig hnd namentlich auch bei Alma—daß das Gefühl sich in jeder Lage des Lebens, bei jedem wichtigen Vorkommniß als wahr beweise. Die Gewohnheit, Andere zu täuschen: namentlich besser, vornehmer und gebildeter zu erscheinen, als man ist, geht zuletzt gar leicht in Selbsttäuschung über. Die Eitelkeit affectirt dann gewisse höhere Eigenschaften oder unwahre Empfindungen so lange, bis man selbst glaubt, sie zu besitzen. So aber wird man unzuverlässig, falsch und unwahr.

Daraus entsteht ferner die weibliche Empfindelei, die immer außer sich—nicht freudig erfaßt, sondern „entzückt" ist!.....nicht trauert, sondern „vor Schmerz und Wehmuth vergeht",.........und sich selbst durch die unbedeutendsten Dinge in den Zustand der heftigsten Erschütterung hineinheuchelt.

Das alles ist dann aber nicht mehr die schöne einfache, liebenswürdige und alle Herzen gewinnende Natur, sondern Erkünsteltes und Nachgestümpertes; es ist nicht mehr naturwüchsige Gefühlstiefe, sondern Exaltation......es sind......mit einem Wort, leere Grimassen!

Nichts Abgeschmackteres als solche gemachte Scenen der Rührung, der erkünstelten Empfindelei. „Die Seufzer, die schmelzenden Blicke, die nassen Augen verrathen alsdann doch bei aller Geläufigkeit das erzwungene."

Wie himmelweit von allem dem war Alma—als schönes Spiegelbild der trefflichen Mutter—entfernt. Sie war ja ganz Natur;.........die schöne, einfache, durch eine ausgezeichnete Erziehung und eigene geistige und moralische Kraft, so wie durch feinen weiblichen Takt gehobene und veredelte Natur. Und hatte die Liebliche nicht gerade dadurch Hugo's Herz gewonnen?

Den einfachen, natürlich empfindlichen Mann—der den Werth des Weibes nicht nach äußerem Schein tarirt, oder auf der Wage der Sinnlichkeit wägt—kann ja nichts mehr fesseln, als eine solche naturwüchsige Erscheinung, eine solche schlichte liebliche Blume im großen Menschheitsgarten! Sie ist ihm interessanter, als die „interessant sein Wollendste"; aber sie ist ihm eben auch mehr als „interessant".....denn......sie fesselt ihn durch die Wahrheit ihres tiefen Gefühles und Gemüthes.

So war denn auch heute bei Mutter Hedwig, bei Alma und Hugo die Freude wahr und tief gefühlt, die in ihren Herzen bei der eben vorgenommenen Ausschmükkung des Hauses und Zimmers schlug.

O! es war ja ein großer,.........seit langer Zeit vielleicht der größte Festtag, den die Familie erlebt: der theure, geliebte, so innig verehrte Gatte und Vater war, nach recht gefährlicher Krankheit, den Seinen wieder gegeben.

Heute zum erstenmale hatte Syndicus Frantz die Rathssitzung wieder besuchen können, und jetzt.........erwarteten ihn Mutter Hedwig, Alma und Hugo von diesem ersten geschäftlichen Ausgange wieder zurück.

Mutter Hedwig beschäftigte eben in den Räumen des unteren Geschosses der Empfang einiger lieben Freunde und Gesinnungsgenossen—die gleichfalls gekommen waren, den Syndicus bei seiner Rückkunft zu beglückwünschen,—während Alma und Hugo in den für den alltäglichen Gebrauch bestimmten Zimmern des oberen Stockes die letzte Hand an die schon angedeutete Ausschmückung legten.

Hier, Hugo!—sagte jetzt Alma, und warf dem Geliebten einen so warmen innigen und freudigen Blick zu, daß dieser sie hätte umarmen mögen,—hier laß uns das letzte Blumengewinde befestigen. Es wird an der hohen Rücklehne des Sessels recht gut aussehen. Setzt sich alsdann der Vater hinein, so ist es, als ob ihn die lieben Blumen in ihre Arme nähmen.

Du hast recht!—entgegnete Hugo von Zedlitz, und half Alma ihren Gedanken ausführen.—Nur bedaure ich die Blumen.

Bedaure?......wie so?

Ja nun, der Eifersucht wegen, die sie erfassen wird, wenn Du den Vater um den Hals fällst; denn alsdann umarmt ihn doch die schönste und lieblichste der Blumen.

Schmeichler!—entgegnete Alma leicht erröthend und doch mit einem so offenen, freundlichen Blick, daß Hugo sich nicht halten konnte und ihr, über die Lehne des Sessels hinüber, einen herzlichen Kuß auf die Wange drückte.

Alma ließ es lächelnd geschehen. Sie liebten sich gegenseitig wahr und offen,...so brauchten sie keine zehn Gebote; denn wahre Liebe ist die Sittlichkeit selbst;...sie trägt den Schutz und Schirm für ihre Reinheit und Keuschheit in sich. Und doch waren sie zugleich so sehr von dem Glück ihrer Liebe durchdrungen, daß sie im Ganzen wenig darüber sprachen......außer durch selige Blicke.

Es lag in Beiden ein festes, schönes Bewußtsein...... Weichheit, Gefühlstiefe......und doch auch Kraft. Sie waren nicht leer in ihrem Inneren, wie so viele Jünglinge und Mädchen: denn die Ideale des Menschen standen noch aufrecht, wie Götterbilder, in ihrer Brust. Wie aber sieht es dort aus, wo diese Götterbilder gestürzt sind? Wo das Ideal in der Menschenbrust ausgetilgt ist, da verschwinden mit ihm Tempel und Opferalter.

Zumal blieb Hugo bei aller Innigkeit seiner Liebe, doch auch seiner schönen festen Männlichkeit treu. Er war ein Anderer, als so Viele, die......ohne das heilige Feuer der Jugend, ohne Flügel, ohne große Plane, mit einem Wort so nackt in das kalte enge Leben hineinkriechen, als die meisten Menschen aus demselben heraus!

Aber in Hugo's Brust glühte auch das ächte Kernfeuer. Sein festes männliches Wollen ging gleichmäßig durch sein ganzes Leben; es gab sich nicht in einzelnen stoßweisen Wallungen kund, wie sie bei leidenschaftlichen aber schwachen Jünglingen vorkommen, sondern als Charakterstärke.

Beiden war dabei ihre Liebe das Höchste. Und da sie gegenseitig sich selbst und ihre Herzen durch und durch in diesem Höchsten faßten—dieser schönsten Fassung des schönsten Juwels—so waren sie reicher als reich und glücklicher als glücklich.

Sie empfanden dies auch in diesem Augenblicke so recht voll und wahr. Schon die freudige und dankbare Bewegung ihrer Herzen über die Genesung des Vaters—Hugo nannte den Syndicus ja seit langer Zeit auch so—rief eine gehobene Stimmung in ihnen hervor, die die gemeinsame sinnige Arbeit des Ausschmükkens, das Vorgefühl eines, wenn auch bescheidenen, doch recht glücklichen und frohen Familienfestes, noch merklich erhöhte.

Als sie daher ihre kleine Arbeit vollendet und dem schönen Blumenstrauß, welchen heute Morgen der ehrliche Meister Wenck überbracht, den Ehrenplatz auf des Vaters Schreibtisch angewiesen, war es, als ob sie eine stille Befriedigung, ein inniger allgewaltiger Zug zusammenführe.

Den Arm um die Geliebte geschlungen, betrachtete Hugo mit Wohlgefallen das gelungene Werk, während Alma, den Kopf auf des Jünglings Schulter gelegt, seinen Blicken mit glücklichem Lächeln folgte. Dann wandte sich der junge Mann der Geliebten zu und in die Tiefe ihrer Augen schauend, sagte er:

Wie uns doch schon jetzt dies gemeinsame Fühlen, Denken und Handeln so schön verbindet. Wie himmlisch, Anna, wird es erst sein, wenn wir uns Beide so ganz und gar und auf immer für das Leben angehören!

Ja!—es wird schön, unendlich schön sein!—sagte sie leise und ihre Wangen färbte jenes eigene, jeden anderen Reiz übertreffende, mädchenhafte Erröthen, das nicht nur den liebenden Jüngling, sondern auch den reifen ernsten Mann, ja selbst den Greis mit Zaubermacht zu erfassen vermag.—Es wird schön sein......und doch bangt mir manchmal vor dieser Zukunft......

Es bangt Dir davor?

Weil ich sie nicht zur Gegenwart werden sehe. Mehren sich denn nicht von Tag zu Tag die politischen Stürme? Wo ist die Aussicht auf die glückliche Zeit, auf die uns der Vater vertröstet?

Auch sie wird kommen!

Und auch hinter ihr liegen Stürme.

Stürme?!—o, liebes Herz!—rief hier Hugo ernst und innig zugleich und zog die Geliebte sanft an sich—wenn wir erst Eines sind, ein liebendes, durch die Ehe verbundenes Paar,.........dann laß die Stürme kommen. Dann halte Dich nur fest an mich und unsere Liebe. Bleibe wie jetzt, offen treu, freudig und guten Muthes......dann......werden wir alles überwinden, was von Außen auf uns einstürmt;......ja! je mehr und je finsterer es draußen stürmt, desto lichter und glücklicher wird es in unseren Inneren sein! Glaube mir, herziges Wesen, ich kenne meine Pflicht als Mann und freue mich darauf, sie im vollsten Maße erfüllen zu können: die Pflicht des Mannes aber ist, daß er das Weib seiner Wahl fest an sich schließe, schütze und führe;...daß er sie ehrt, als das höchste, das unverletzliche Heiligthum seines Hauses und seines Herzens, als seine Ehre, als seinen Schmuck, als die Bewahrerin edler und schöner Sitte, die kein hartes Wort, kein unreiner Hauch trüben darf.

Und wie leicht und süß soll mir die Pflicht einer guten Hausfrau, und Gattin werden!—entgegnete, reines, seliges Entzücken im Auge, Alma.—Wie will ich Dir, Du treue, gute wackere Seele, stets mit Sanftmuth, Aufrichtigkeit und Freundlichkeit entgegen kommen, damit unser gemeinsames Leben wie ein schöner Wohlklang, ein lang dahintönender reicher Accord sei, in welchem sich alle Mißtöne des äußeren Lebens freundlich auflösen. Ein schöner stiller Friede soll bei uns herrschen;—ein Friede, der unsichtbar durch das Haus geht und alles hinweg weist, was Streit hervorrufen kann. Und weißt Du, Lieber, welche Genien ich als Hausgötter alsdann anzunehmen gedenke?

Nun?—frug Hugo mit mildem Lächeln, denn er kannte ja diese Götter schon aus dem Hause, in dem er sich eben befand.

Diese Genien sind der Geist der Ordnung, der schlichten, schönen, bürgerlichen Sitte, des Fleißes und der Anmuth! Sie sollen Dir Dein Haus zu einem Tempel stillen Wohlbehagens machen, so daß Du in ihm und bei mir am liebsten auf Erden weilest,......am liebsten an diesem treuen Herzen von den Mühen des Tages ausruhest!

Liebe, gute Seele!—rief Hugo, und seine Lippen brannten in einem langen warmen Kusse auf den ihren—wie wollen wir glücklich sein! Und damit dies Glück so recht voll und wahr werde, wollen wir uns noch Eines vorsetzen.

Und das wäre?

Wir wollen nicht neben einander, sondern mit einander leben. Wir wollen nicht Dies oder Jenes, sondern Alles mit einander theilen.

Ja Alles!—wiederholte sie—Freud und Leid, Lust und Schmerz, Glück und Unglück,......Leben......und Tod!

Vorab das Leben!—rief Hugo heiter und vertrauensvoll.—Und was in diesem Leben das Eine empfindet, das soll das Andere mitempfinden;—was die Seele des Einen berührt, das soll wiederklingen in der des Anderen. Vor allen Dingen aber soll sich diesem schönen Austausch der Seelen Nichts verschließen, Nichts dunkel und gestaltlos bleiben......sondern—und hier ward Hugo's Stimme fast jubelnd—sondern frei und voll ströme in jedem Augenblick das geistige Leben des Einen über in das des Anderen, auf das Keines von uns mehr sagen könne, was ihm davon angehöre, was es empfangen und was es wieder gegeben!

So sei es!—sagte Alma, und schlug freudig in die ihr dargebotene Hand des Geliebten.

Jetzt kam der Vater und wurde mit Jubel empfangen. Mutter Hedwig sah mit Freuden auf den ersten Blick, daß auch die heutige Rathssitzung nicht unangenehm auf den Gatten zurückgewirkt hatte. Und sie sah in der That recht.

Auf einige beunruhigende Gerüchte über Truppenbewegungen im Elsaß, und namentlich über eine Zusammenziehung solcher von Breisach und Freiburg her, hatte man bei dem französischen Residenten angefragt.

Nun aber waren von Herrn von Frischmann so ganz und gar beruhigende Auskünfte eingegangen und heute dem versammelten Rathe vorgelegt worden, und sich selbst die antifranzösische Partbei durch dieselben vollständig beruhigt erklärte. General Montclar beabsichtigte nur eine Herrschau......und diese.........hatte denn auch nicht allzuweit von der Grenze des Straßburger Gebiets stattgefunden.

Uebrigens hatten in derselben Sitzung die ausgesandten und wieder zurückgekehrten Kundschafter auch schon die ganz bestimmte Botschaft davon gebracht: daß sich die französischen Truppen sofort wieder nach ihren Garnisons-Plätzen zurückziehen würden.

Herrn von Frischmann's Schreiben an den Rath erschöpfte sich dabei in den wärmsten Betheurungen der friedlichen und freundlichen Gesinnungen Frankreichs.

So war denn auch der Syndicus für den Augenblick ziemlich beruhigt nach Hause gekommen, und da er den Seinen und sich selbst die Freude an dem heutigen Feste nicht trüben wollte, so bannte sein fester Wille auch den letzten Rest von Sorge aus seiner Seele.

Sein schönstes Dankgebet bei allen freundlichen Gaben des Himmels war ja ohnedem stets ein dankbar-freudiges Aufleben, ein heiterer Genuß gewesen.

So sollte es auch heute sein.

Freunde und Verwandte—gleichgesinnte Seelen—hatten sich ohnedem schon zum Besuche eingefunden und alle vereinte nun ein einfaches aber gutes Abendessen und weit über dasselbe hinaus ungebundene Heiterkeit.

Alma zeigte sich vor allen Anderen glücklich.

Hugo glaubte sie noch nie so gesehen zu haben.

Sie war heiter und leicht in ihrem Glück, ließ ihrem Witz und ihrer frohen Laune freies Spiel, und doch prägte sich dabei in ihrem ganzen Wesen, in allem was sie sagte und that, eine solche natürliche Hoheit und Zierlichkeit aus, daß Aller Augen mit Entzücken auf ihr ruhten. Natürlich vor allen Dingen die des Geliebten.

In Alma's einfachen Wesen lag ohnedem ein ganz eigener Zauber. Selbst die geringste Begebenheit ward durch die Art, wie sie dieselbe erzählte, so reizend wie ein hübsches Mährchen. Sie hatte dabei Sinn für alles Schöne, ohne dafür in Exaltation zu gerathen, und wenn sie über irgend etwas mit erhöhter Theilnahme sprach, so spielte in ihrem feinen Gesichtchen eine ganz eigene Musik von geistvollen nnd lieblichen Mienen. Die Augen, die Blicke, die freundlichen Züge......alles dies redete mit und alles sprach zum Herzen.

Namentlich war es diesen Abend der Fall. Die glückliche Stimmung ihrer Seele kehrte ja alle ihre guten Eigenschaften in erhöhtem Maße heraus: vorab ihren hellen reifen Verstand und ihren geraden gesunden Sinn.

Hugo sah sie oft staunend an, so viel Neues und Schönes entdeckte er heute an ihr, obgleich er sie schon lange kannte.

Als im Laufe des heiteren und ungezwungenen Gespräches einmal die Rede auf Freundschaft kam, sagte sie:

Wenn ich es auch noch nicht erfahren habe, so glaube ich es doch zu fühlen, daß Freundschaft bei ungebildeten Menschen meist nur ein Mittel zum Fort- und Durchkommen im Leben ist,......nicht Ziel und frische Lebenslust; bei steigender Bildung dagegen, wird das eigene Herz für das fremde erzogen; die Freundschaft liebt sich alsdann um ihrer selber Willen und wir achten sie höher, als ihre Zeichen und Vortheile.

Hugo drückte ihr die Hand, er wußte, daß, was sie von Freundschaft sagte, ihr in erhöhtem Maße von der Liebe galt.

Und diese Liebe zu dem trefflichen Mädchen, hatte sie ihn denn jemals mehr beglückt als eben jetzt? Sie kam ihm wie ein breiter und tiefer Strom vor, in den er mit wonnigem Gefühlte untertauchte; aber sie erfüllte ihn auch zugleich als ein untheilbares und einfaches Gefühl ohne die leiseste Störung von unruhigem Streben.

So blieb auch die Heiterkeit und die frohe Laune der Gesellschaft den ganzen Abend nun bis spät in die Nacht ungestört und ungetrübt: es setzte sich ja keine Prätension an ihre Seite.

Alle Anwesenden waren wirklich glücklich glücklich, und als die Freunde und Bekannten gegen zwölf Uhr—aus Rücksicht für den kaum Genesenen—aufbrechen wollten, bat dieser sie selbst, noch zu bleiben.

Man that es gern. Mutter Hedwig holte noch ein paar Flaschen alten köstlichen Sect hervor, und so erreichte bei Scherz und Lachen die Gemüthlichkeit und Lust einen lang entbehrten Höhepunkt.

Auch der Syndicus war heute einmal so recht glücklich. Sein fester Wille hatte ja für diesen Abend alle Sorgen der Politik und des Staatsregimentes abgestreift.

Alle sahen es ihm an. Einer der Anwesenden schüttelte ihm dabei die Hand und sagte:

Wie freue ich mich, alter Freund, Sie heute so froh zu sehen. Möge Sie uns der liebe Gott noch recht lange so erhalten.

Der Syndicus nickte.

Ja, ja!—sagte er dann—es bedarf dazu nur dreierlei.

Dreierlei?—frug der Freund.

So ist es!

Und was ist das für eine Dreifaltigkeit?—frug ein Anderer der Anwesenden.

Sie heißt!—versetzte der Syndicus freundlich—Seelenruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit: denn dies sind die Grundlagen alles Glücks aller Gesundheit und eines langen Lebens.

Wohl!—meinte der Erstere—aber das sind keiue Mittel, die wir uns selbst geben können.

Warum nicht?

Weil sie gar oft und gar zu sehr von den äußeren Verhältnissen abhängen.

Der Syndicus schüttelte lächelnd mit dem Kopfe:

Scheint mir doch nicht ganz so!—sagte er dabei.

Mir auch nicht!—meinte Mutter Hedwig, indem sie die Gläser auf's Neue füllte—denn sonst müßten ja die Großen und Reichen die Zufriedensten und Glücklichsten, die Armen aber die Unglücklichsten sein. Die Erfahrung zeigt aber gar häufig das Gegentheil.

Der Freund schien zu zweifeln.

Es ist doch so, mein Bester!—fuhr Frau Hedwig fort.—Es existirt zuverlässig mehr Zufriedenheit in der Dürftigkeit, als bei den Reichen und Großen!

Ihr lieben Leutchen!—rief hier der Syndicus, und sein ausdrucksvolles Gesicht, mit den feinen bedeutungsvollen Zügen, strahlte in Freundlichkeit und Wohlwollen,—die Quellen der Zufriedenheit die liegen in uns selbst. Wir müssen sie nur sorgfältig aufsuchen und benutzen. Seelenruhe kann sich aber auch Jeder, der ernstlich will, aneignen und wer etwas Lebensphilosophie hat, dem bleibt am Ende auch—wenn es nicht gar zu schlimm geht—innere Heiterkeit!

Ja! wenn es nicht gar zu schlimm geht!—wiederholte der Freund, und dachte daran, wie doch die Sorgen um die Vaterstadt den guten Syndicus selbst für gewöhnlich niederbeugten.

Der alte Herr aber leerte still lächelnd sein Gläschen und rief:

Kinder! ich sage Euch nochmals: wollt Ihr lange leben und gesund und heiter bleiben, dann hört auf mich. Erlaubt mir, das ich Euch in dieser schönen Stunde, obgleich ich kein Arzt bin, das Recept dazu verschreibe.

Ja, Väterchen!—rief hier Alma, die hinter den Sessel des Vaters gesprungen war und dem Syndicus jetzt freundlich mit ihrer kleinen zierlichen Hand auf die Wangen klopfte—ja, Väterchen, verschreibe uns Allen Dein Recept!

Der alte Herr küßte sie mit einem strahlenden Blick väterlichen Stolzes auf die Stirne.

So hört!—sagte er dann, das geliebte Kind, das sich an ihn lehnte, mit dem Arm umschlingend:—Vor allen Dingen muß sich der Mensch zum Herren seiner Leidenschaften machen. Wer sich immer durch Leidenschaften hin und her treiben läßt, fällt aus einem Extrem, aus einem exaltirten Zustande in den andern. Das reibt auf,......das konsumirt das innere Leben fürchterlich! Aber das ist's nicht allein: um Seelenruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit—diese Grundlagen alles Glücks, diese Gesundheits-Erhalter und Lebens-Verlängerer—zu gewinnen, müssen wir auch ein Herz von Vertrauen und Menschenliebe besitzen. Man halte jeden Menschen für gut, bis man durch unwidersprechliche Beweise vom Gegentheile überzeugt ist, und selbst dann müssen wir ihn als einen Irrenden betrachten, der mehr unser Mitleid, als unseren Haß verdient.

Gewiß!—fiel hier Mutter Hedwig ein—und er würde wohl ebenfalls gut sein, wenn ihn nicht Mißverstand, Mangel an Erkenntniß oder falschverstandenes Interesse verführten. Wehe dem Menschen, dessen Lebensphilosophie darin besteht, Niemanden zu trauen!

Sein Leben—fuhr der Syndicus fort—wäre allerdings nur ein einziger immerwährender Krieg,......und......wie könnte da an Heiterkeit und Zufriedenheit gedacht werden. Je mehr man Allen um sich herum wohl will, je mehr man Andere glücklich macht, desto glücklicher wird man selbst. Aber!—rief hier der alte Herr und hob sein Gläschen—und dadurch

sind wir ja auf dies Gespräch gekommen, ...auch Freude ist eine der größten Lebenspanaceen. Man glaube doch nicht, daß immer ganz ausgesuchte Gelegenheiten und Glücksfälle dazu nöthig wären, sie zu wecken. Durch die eben geschilderte Seelenstimmung macht man sich dafür empfänglich, und da wird es an Gelegenheit nicht fehlen, sich zu erfreuen. Keine schönere und lebensverlängernde Freude gibt es aber wohl, als die......die wir im häuslichen Glück und in dem Umgange mit frohen und guten Menschen finden. Und darum, Ihr Lieben, macht es wie ich, ergreift Euer Gläschen und stoßet mit mir an: es lebe das häusliche Glück und Freude allen guten Menschen!

Und wie die Gläser jetzt munter an einander klangen und die guten edlen Menschen, die hier vereint waren, sich freudig die Hände schüttelten, da brummte die Glocke vom nahen Münster ihre zwölf Mitternachtsschläge hinein.

Mitternacht! — riefen Mehrere—jetzt aber ist es Zeit.........

Da!........da!........plötzlich........verstummten Alle.

Was war denn das!......frug der Syndicus.

Mir deucht, es hat in der Ferne geschossen!—entgegnete Hugo, das Fenster öffnend.

Am Ende ist gar Feuer in der Stadt ausgebrochen!—rief Alma erschrocken.—Die armen Menschen die es betrifft!

Alle liefen nach ihren Kleidern.

Aber wie?

Hört Ihr nichts?—sagte jetzt der Syndicus, der mit einem Male blaß wie der Tod geworden war, als ob ein furchtbarer Gedanke ihn durchzuckt hatte,—n o ch ein Schuß!......n o ch einer!...... m a s s e n w e i s e!.........

Was ist das?—riefen Alle.

Um Gottes Willen, was soll das bedeuten?

Was das bedeuten soll?—rief jetzt der Syndicus hoch aufgerichtet, und seine Augen flammten wie die eines Löwen,—was das bedeuten soll?—wiederholte er und seine Stimme bebte......und......das Glas, das er bis jetzt in der Hand gehalten am Boden zerschmetternd, setzte er mit einem Schmerzensschrei hinzu—Ha! das bedeutet V e r r a t h!

V e r r a t h?—wiederholten Alle erblassend.

J a! j a! V e r r a t h! — rief der Syndicus noch einmal—darum die fast übertriebenen Freundschaftsversicherungen Frankreichs in der heutigen Sitzung!... darum!......O Gott!......Gott!......das ist Montclar, der von seiner Heerschau kommt!.........

Jetzt, mit einemmale auch fingen die Glocken der Kirchen- und Festungsthürme zu stürmen an......dann: ein......zwei ......drei schwere Schläge.

Die Alarmkanonen der Wälle!—riefen Alle und rannten durcheinander, nach Mütze und Stock, Tuch und Ueberwurf.

Auch Hugo kam jetzt athemlos zurück; da er am Fenster nichts Genaueres hatte vernehmen können, war er herab auf die Straße geeilt. Aber auch hier wußte man nicht, was dies nächtliche Schießen zu bedeuten habe.

Nur so viel ist gewiß!—rief Hugo nicht minder blaß als der Syndicus—daß die Schüsse an oder in der Gegend der Rheinschanze fielen!

Und was hältst Du, Junge, davon?—rief der Syndicus jetzt.

Daß Gott die Sonne über diesem Hof von Frankreich verfinstern möge!—stieß Hugo zähneknirschend heraus — denn Alles müßte trügen, wenn dies nicht ein elender nichtswürdiger Friedensbruch ist, ein Raubanfall nach den heiligsten Freundschaftsversicherungen mitten in Nacht und Dunkel!

So ist es, Junge!—rief der Syndicus —meinen Rock, meine Amtsmütze.........

Was willst du Vater?—riefen Mutter und Tochter zugleich.—

Meine Pflicht thun, wie immer......... Auf die Pfalz will ich und.........

Aber bedenke, du warst erst so krank!—flehten Hedwig und Alma.

Die Zeit ist kränker wie ich.........sie leidet an Schurkerei! — rief der Alte, die Weiber abwehrend,—meinen Ueberwurf, meine Mütze!

Hedwig und Alma flehten, ...von Ferne tönte das Schießen noch immer fort,......die Sturmglocken heulten,...... die Alarmkanonen warfen schauerlich ihre Schläge dazwischen,.......auch die Signalhörner stöhnten jetzt in die Nacht hinaus, die Bürgerschaft und Zünfte auf die Sammelplätze rufend.

Der Syndicus war zum Wegeilen fertig.........auch Hugo.

Die Gäste waren bereits alle nach Hause gestürzt.

Und nun fort!—rief der Syndicus mit einer Energie, der einem jungen Manne Ehre gemacht haben würde—fort! und Gott schütze Euch und unsere gute Stadt!

Aber in demselben Augenblicke flog die Thüre weit auf und Wenck—bis unter die Zähne bewaffnet—stürzte mit einem vor Zorn und Wuth rothglühenden Gesichte herein; seine Augen standen ihm fast vor den Höhlen, seine Stirnadern waren dick und blau angeschwollen, der Kopf saß—da die auf's Aeußerste erregte Leidenschaft der Gewohnheit nach, wirkte —noch tiefer als sonst in den Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Gegen die Unwissenheit der Menschen in Bezug auf die Gesundheit.

Von Professor Dr Karl Bock.

Unverschuldetes Unglück nennt Ihr's, —nothwendige Folge Eures Thuns und Treibens, also wohlverdiente Strafe nenne ich's, wenn Ihr oder Euere Angehörigen von Krankheit oder wohl gar von frühem Tode heimgesucht werden.—Denn nicht ohne Ursache wird man krank und stirbt vor der Zeit, und gar nicht so schwierig ist es in den meisten Fällen, die krankmachende und tödtende Ursache oder doch ihre nachtheiligen Folgen zu vermeiden und zu mildern. Aber freilich muß man, um dies zu können,—und dies sollte doch eigentlich jeder vernünftige, richtig gebildete Mensch können,—mit jenen Schädlichkeiten und ihren Folgen, so wie mit der Einrichtung des menschlichen Körpers bekannt sein und nicht dem unsinnigen Glauben anhängen, das dies nur des Arztes Sache sei, wie das Stiefelmachen die Sache des Schuhmachers. Frage Dich doch einmal, Leser, was Du eigentlich von Deinem Körper und seiner ordentlichen Pflege, von Entstehung, Verhütung und naturgemäßer Behandlung seiner Krankheit weißt? Nichts! Was für unnützes Zeug hast Du dagegen während Deines Lebens in Deinen Kopf gestopft, blos um es wieder zu vergessen. Und was Deinen Arzt betrifft, hast Du den etwa schon danach gefragt, was Du zu thun hast, um nicht krank zu werden? Und gerade darin besteht doch das rechte Wissen des Arztes, daß er Krankheiten zu verhüten versteht. Du läßt ihn nur rufen, wenn Dir's schlecht geht, und zwar zum Gesundmachen. Ob und in wie weit dies aber der Arzt überhaupt kann, ob es dieser Arzt besser kann als jener, ob diese oder jene Heilmethode die vernünftigere, darüber suchst Du Dich gar nicht weiter zu unterrichten, obschon durch eine solche Unkenntniß Dein körperliches Wohl so sehr gefährdet ist. Von was für kleinlichen Umständen ist außerdem oft die Wahl des Arztes abhängig? Der Eine nimmt den Arzt, welcher gerade am meisten in der Mode ist; der Andere oder auch seine Frau wählt sich einen Heilkünstler mit angenehmem Aeußern, eleganter Kleidung und zarten Manieren; ein Dritter erbt gewissermaßen seinen greisen Hausdoctor oder dessen Sohn und behält dieses Erbstück aus Pietät; ein Vierter holt sich einen wohlhabenden, nicht sehr beschäftigten Arzt, um ihn nicht zu bezahlen; Manchen wird der Arzt von den Schwiegereltern octroyirt, Andere verfallen einem Arzte aus verwandtschaftlichen oder gesellschaftlichem Rücksichten, u. s. f. Die Meisten fühlen sich aber, ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens wegen, zu Charlatanen, die weder vom gesunden, noch vom kranken Menschenkörper Etwas wissen, sowie zu solchen Heilkünstlern hingezogen, die angeblich auf unnatürliche, übersinnliche Weise curiren, den Kranken irgend einen Hokuspokus vorgaukeln und lächerliche Versprechungen schneller Heilung machen. Und was für unbillige, inhumane Anforderungen werden nicht von den Kranken an den Arzt gestellt: Stundenlang muß er sich, obschon er dabei wie auf Kohlen sitzt, wegen versetzter Blähungen von Hypochondristen und Hysterischen vorlamentiren lassen; nervöse, reizbare Dämchen, fortwährend in Thränen schwimmend, soll er wo möglich aus zehn Schritt Entfernung lispeln und bücklingend examiniren und kuriren, aber ja nicht anrühren; die Frau vom Hause wünscht Neuigkeiten erzählt, die Mutter ihre leidenden, in der That aber ungezogenen Kinder (die man durchprügeln möchte) bemitleidet und sogar bei schmutziger Nase und beschmiertem Munde geküßt zu haben; bei Tag und Nacht, bei Wind und Wetter werden seine sofortigen Dienste, oft rücksichtelos gefordert, sobald es den Kranken oder seinen Angehörigen gerade beliebt; Besuche, Arznei und Diät wollen die Patienten nach ihrem Behagen eingerichtet haben, nicht aber nach den jedesmaligen Erfordernissen; über jeden außergewöhnlichen Stuhlgang möchte der Arzt genaue Rechenschaft ablegen und einen gelehrten Vortrag halten; die Dienstleute soll er ja so schnell und auch so billig als möglich herstellen, die Madame aber nach ihrem Wunsche nach Süden, ihren Herrn Gemahl dagegen nach Norden in das Bad schicken, und nebenbei muß sie nach seiner, er nach ihrer vertraulichen Mittheilung behandelt werden. Schließlich werden sodann hinter dem Rücken des Arztes neben anderen Heilkünstlern auch noch Quacksalber und Charlatane zu Rathe gezogen, und die von der Natur vermittelte Heilung natürlich nur diesen letzteren zugeschrieben. Kurz, was der wissenschaftlich gebildete Arzt in seinem Berufe zu leiden und zu ertragen hat, abgesehen von der Undankbarkeit der Geheilten, das ist wahrlich arg. Freilich geschieht ihm schon ganz Recht, warum bemüht er sich nicht, die Menschheit über ihren Körper und dessen Leiden gehörig aufzuklären; nur die crasse Unwissenheit in diesen Zweigen der Naturwissenschaft erzeugt bei so vielen Menschen eines des Menschenverstandes unwürdigen Aberglauben und Inhumanität, Wissen macht human! Daß der unwissenschaftliche und nur Geld machende Heilkünstler gegen alle jene Plagen von Seiten der Kranken nicht blos abgehärtet und unempfindlich ist, sondern ihr geduldiges Ertragen sogar als Geschäftssache betrachtet, läßt sich eben nur durch seine Unwissenschaftlichkeit erklären.

Belauscht man heutzutage das Raisonnement der meisten Laien über Aerzte, Heilmethoden, Krankheiten und Heilungen, so glaubt man wirklich Verrückte oder des Denkens Unfähige vor sich zu haben. Man sollte sich darüber freilich nicht verwundern, denn die Meisten urtheilen über Medicin, wie der Blinde über Farben, ohne auch nur die geringste Kenntniß davon zu haben, ja häufig mit vorgefaßter Meinung. Aber betrübend ist es, sonst verständige Menschen über die wichtigsten Interessen ihres Körpers solch unverständiges Altweibergeschwätz machen zu hören.—Es darf nach Anwendung des unsinnigsten Hokuspokus und des lächerlichsten Zeuges oder Gebahrens eines Charlatans zufällig eine Aenderung im Befinden eines Patienten zu Stande kommen, gleich soll das Angewendete Schuld daran sein. Tritt nun gar Gesundheit danach, deshalb aber doch noch gar nicht dadurch, ein, dann wird die Heilmächtigkeit jenes Hokuspokus oder Charlatans in alle Welt ausposaunt, und die unwissende abergläubige Menge glaubt daran, daß sie sich, sollten auch nur wenige Fälle solcher Heilungen existiren, doch nicht einmal dann von der Nichtsnutzigkeit jener heilenden Mittel und Künstler überzeugen läßt, wenn später Hunderte und Tausende jene vergeblich in Gebrauch ziehen. Von vernünftiger Belehrung über den unvernünftigen Charlatanismus kann bei den meisten abergläubischen Laien natürlich keine Rede sein, da ihnen ihr Glaube weit über dem Wissen steht. Deshalb kann man noch so oft wiederholen, daß es die Naturheilungsprozesse sind, welche die allermeisten Krankheiten, und zwar ohne alle Medicamente, aber besonders bei passender Lebensweise zur Genesung führen, es hilft nichts, dies kann immer nur das gerade Angewendete gethan haben, wäre es auch nur ein Hauch oder ein Handstrich eines Magnetiseurs, ein homöopathisches Streukügelchen oder ein Riechen an den Stöpsel einer homöopathischen Verdünnung gewesen. Ebensowenig läßt sich auch der großen Menge mit Gründen auseinander setzen, wie nur gewissenlose oder unwissende Heilkünstler Kranke, die sie nicht gesehen und nicht ganz genau untersucht haben, aus der Entfernung behandeln können.—Kommt Einer mit einem kranken Müller oder Schulze zusammen, bei dem die Krankheitserscheinungen einige Aehnlichkeit mit denen von Hinzens oder Kunzens Uebel haben, gleich werden von ihm dieselben Mittel, die Bäder, Heilmethoden und der Heilkünstler anempfohlen und in Gebrauch gezogen, welche jene scheinbar curirt haben. Daß ganz dieselben Erscheinungen den verschiedenartigsten und oft gerade den entgegengesetzten Krankheiten zukommen können, danach wird nicht gefragt und das wird nicht geglaubt.—Daß ein und dasselbe Geheimmittel, dieselbe Heilmacht eines Charlatans, die unwissenschaftlichste und einseitigste Heilmethode (wie homöopathische, isopathische, hydropathische, rademacher'sche, schrot'sche, gymnastische 2c.), und derselbe Firlefanz eine Menge der allerverschiedenartigsten innern und äußern Uebel heilen können, selbst wenn dies die Wissenschaft sogar nicht kann, finden die meisten Laiens gar nicht auffällig. Man findet es deshalb heutzutage ganz in der Ordnung, wenn ein altes dummes Bauerweib oder ein Schäfer u. dgl. Leute zum Nachtheile wissenschaftlich gebildeter Aerzte und zum Hohne des Menschenverstandes mit Curiren und Arzneiverkauf ihren Mitmenschen an der Gesundheit und am Beutel Schaden gesetzlich zufügen dürfen.—Kurz in Beurtheilung von Gesundheits- und Krankheitsangelegenheiten muß bei den meisten Menschen der gesunde Menschenverstand geradezu bezweifelt werden. Wie ganz anders würde dies sein, wenn die Menschen von Jugend auf mit den in der Natur und im menschlichen Körper herrschenden Erscheinungen und Gesetzen bekannt und vertraut gemacht würden; dann gebe es sicherlich ein ganz anderes, ein kräftigeres und schöneres Menschengeschlecht als jetzt, welches sich nicht wie das heutige von Charlatanen ausbeuteln und auslachen lassen würde.

Fragen wir nun noch, ob sich nicht wenigstens Diejenigen, welchen ihr Beruf und ihre Beschäftigung, wenn sie gewissenhaft sein wollen, Vorsicht und Umsicht in Bezug auf ihre eigene Gesundheit und das körperliche Wohl der Ihrigen auferlegt, solche Kenntnisse anzueignen suchen, mit deren Hülfe sie ihren und der Ihrigen Körper vor den umgebenden Schädlichkeiten und ihren Folgen schützen könnten? Die Antwort auf diese Frage ist, daß solche Gewissenhaftigkeit und Humanität nur äußerst Wenige besitzen. Wann wäre wohl eine Jungfrau in die Ehe getreten, welche sich vorher oder als junge Frau um die Gesetze bekümmert hätte, nach denen Kinder in der ersten Jugend, wo sie ganz den Händen der Mutter anvertraut sind und so sehr leicht verwahrlost werden können, erzogen werden müssen? Wissen etwa Handwerker und Geschäftsleute, welche mit schädlichen Stoffen umgehen, die Einwirkung derselben auf ihre Gesundheit gehörig zu verhüten oder unschädlich zu machen? Verstehen überhaupt die Menschen sich vernünftig gegen die Schädlichkeiten der Außenwelt abzuhärten und zu schützen?—Wenn ein Staats- und Stadtbürger die ihm als solchen vorgeschriebenen Gesetze nicht beachtet und befolgt, so wird er, und ganz mit Recht, bestraft; verstößt der Mensch aber als Welt- nnd Erdbürger gegen die in der Welt und auf der Erde herrschenden Naturgesetze, so hält er seine ganz nothwendig folgende Bestrafung durch körperliche Leiden und den Tod für unverdientes Unglück. Ist das Menschenverstand? Leider schaden nun aber diese Unkenntniß der Naturgesetze und die daraus folgenden vielfachen Verstöße gegen dieselben nicht blos den Einzelnen, sondern werden nach und nach dem ganzen Menschengeschlechte verderblich. Dies zeigt sich denn auch jetzt schon Jedem, der nur die Augen gehörig öffnen will, auf den ersten Blick. Wer die Menschheit unserer Tage, vorzugsweise aber die Frauen und Kinder, hinsichtlich ihrer körperlichen Beschaffenheit einer genauern Betrachtung unterwirft, muß wahrnehmen, daß sich dieselbe in einem wahrhaft betrübenden Zustande befindet. Oder sprächen nicht ganz laut und deutlich dafür: die fortwährend und überall hörbaren Klagen über Unwohlsein (besonders über Brust- und Unterleibsbeschwerden, Verdauungsschwäche, große Nervenreizbarkeit, Hypochondrie und Hysterie, Hämorrhoiden, Gicht u. dgl.); der von Jahr zu Jahr steigende Besuch allbekannter und neuentdeckter Mineralquellen; die täglich wachsende Zahl der Charlatane und Geheimmittel, der Kaltwasser- und anderer Heilanstalten, unter denen die Irrenanstalten nicht den letzten Platz einnehmen; die Untauglichkeit eines großen Theiles der männlichen Jugend zum Soldatendienste; die Unfähigkeit der meisten Mütter zum eigenen Säugen ihrer Kinder; die Abneigung der Jünglinge und Männer gegen Beschäftigungen und Thaten, welche Willenskraft und Ausdauer erfordern, dagegen deren Vorliebe für körperliche und geistige Ruhe; das Ueberhandnehmen des tollsten Aberglaubens, der schimpflichsten Furchtsamkeit und der gemeinsten Heuchelei?

Berühren wir schließlich mit wenig Worten noch den Dank, welcher dem gewissenhaften Arzte in sehr vielen Fällen von Seiten seiner Kranken wird. Gewisse Patienten kennen gewöhnlich nach ihrer Heilung ihren Arzt gar nicht mehr; Andere machen auf der Straße einen großen Bogen, wenn sie ihn von Weitem sehen; noch Andere trösten ihn mit den Worten: „Ich werde Sie nächstens besuchen", oder: „Schicken Sie mir gelegentlich ihre Rechnung." An langwierigen Krankheiten Leidende, die schon Hunderte und Tausende für Badereisen und Charlatanerien ausgaben und endlich von einem rationellen Arzte durch ein vernünftiges diätetisches Verfahren geheilt wurden, finden sich bei demselben mit ein Paar Thalern ab, die sie ihm wie ein Trinkgeld in die Hand drücken; während die Kranken die Dienste des Arztes mit der größten Pünktlichkeit und Schnelligkeit, bei Tag und bei Nacht geleistet haben wollen, beeilen sie sich dagegen nach Rückkehr ihrer Gesundheit gar nicht mit ihrem Danke. Wehe nun aber dem Arzte, wenn während seiner Behandlung ein Kranker nicht gesundet, was soll er da nicht Alles versäumt und versehen haben, zumal wenn das Uebel später, in Folge der allmäligen Besserung durch die Naturheilungsprozesse, unter den Händen eines andern Heilkünstlers schwindet. Daß Charlatane für ihren Hokuspokus und ihre nichtsnutzigen Heilmittel noch vor der Behandlung und Heilung von Kranken tüchtig bezahlt sein wollen, findet man dagegen ganz natürlich, verliert auch nicht so leicht die Geduld beim wiederholten Zahlen und Warten, selbst wenn sich das Uebel nicht bessert. Ja, es läßt sich behaupten, daß je blödsinniger und kostspieliger eine Charlatanerie ist, desto mehr Anklang findet sie beim Publikum. Und das wäre keine Schmach für unseren jetzigen Kulturzustand?

Bei so bewandten Umständen ist es wohl natürlich, daß Der, welcher ohne persönliche Vortheile dabei im Auge zu haben, seine Mitmenschen ihres leiblichen Wohles wegen aus den Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens befreit zu sehen wünscht, nicht ruhig abwarten kann, bis jeder Einzelne erst durch Schaden klug gemacht wird, sondern sucht, so viel in seinen Kräften steht, durch Wort und Schrift zur Aufklärung der Menschheit beizutragen. Auch der Verfasser hegt diesen Wunsch, und will durch seine ärztlichen Strafpredigten die Gesunden zur Vermeidung von Krankheiten, die Kranken zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit auf naturgemäße Art, antreiben. Sollte dies nicht auf so zarte Art geschehen, wie man heutzutage aufzutreten pflegt, so möge dies der Leser mit dem Aerger entschuldigen, welchen der Verfasser täglich über die Dummheit der Menschen in Gesundheitsangelegenheiten zu verschlucken hat und mit dem alten Grundsatze: „K r e b s s c h ä d e n k u r i r t m a n n i c h t m i t R o s e n w a s s e r."

(Für den Louisville Omnibus.)

Der Philosoph.

Wir haben Manches schon errungen,
Schon Vieles haben wir erkämpft,
In's All ist unser Blick gedrungen,
Doch auch sein Strahl, er ist gedämpft.
Es zeichnete uns uns're Grenzen
Mit starken Zügen die Natur.
Ergründen ihre hoh'n Tendenzen —
Das hieße blöde Thorheit nur.

Zwar berg' ich Schätze, voll von Wissen,
Zu denen Jeder staunend blickt.
Und doch nicht eine Lück' gerissen
In's Wissenswerthe!—dennoch bückt
Die Menschheit sich vor meinen Lehren,
Vor meinem Mund, der Weisheit Fluß;
Und ich, der Höh'res möcht' begehren,
Ich resignire, denn ich m u ß.

Die trübe Seele dieser Erde,
Die gar der eitle Wahn befängt,
Daß einst noch über „Schwinde!" „Werde!"
Die Menschheit hoch das Scepter schwenkt
Wie muß ich herzlich sie bedauern
Will, auf der Leiter der Cultur
Fortsteigend, sie die Macht erlauern
Zum Trotz der einsichtsvoll'n Natur?

Ohnmächtig, mit dem kargen Leben,
Das blasser Tod so schnell zerknickt,
Will sie zum Herrscher sich erheben,
Weil Fortschrittstrieb ihr aufgedrückt?
Als ob der Trieb von höhern Mächten
Nicht in [illegible] Sein hineingelegt,
Damit, das Land des [illegible] [illegible]echten,
Ein Jedes, wie es soll, sich regt.

Was nützt es mir, dagegen stürmen?
Ich hemme doch den Weltlauf nicht.
Und sollt' ich Worte, Thaten thürmen,
Das Wort verhallt, die That, sie bricht.—
Ich bin ein Mensch, fühl' Menschentriebe,
Drum wirk' ich so in meinem Kreis,
Empfinde Freude, Schmerz und Liebe,
Mich treibt zum Schaffen reger Fleiß.

Drum muß ich diesen Zweck erfüllen,
Mir gab ihn das Naturgebot,
Gebietrisch schrieb es seinen Willen:
„So sei Dein Leben, so sei Dein Tod."
So greif ich denn mit vollen Händen
In's bunte Menschenleben ein,
Mein Schicksal selber zu vollenden—
Das nur ist Endzweck meines Sein.

E. Buhlert.

Wochenschau.

Louisville, 26. August.

Am verwichenen Sonntag Nachmittag hatte man die beste Gelegenheit, Studien über die Verschiedenheit der moralischen Weltanschauung von Seiten der Amerikaner und Deutschen anzustellen. Man brauchte nur den Pionier-Friedhof, der an der elften Straße, zwischen Jefferson und Greenstraße liegt, und die verschiedenen öffentlichen Gärten zu besuchen, um den schneidenden Contrast zwischen den beiderseitigen Anschauungsweisen kennen zu lernen. In den Gärten saßen Deutsche mit Frau und Kind, um sich von den Mühseligkeiten des alltäglichen Lebens zu erholen und neuen Muth und Kraft zum Neubeginn desselben am nächsten Tage zu schöpfen, dabei andächtig den Klängen ideal stimmender Musik lauschend und sich an Gottes schöner Natur erfreuend. Auf jenem Friedhofe dagegen demonstrirte ein politischer Reverend, der versammelten Menge vor, daß Gott ein finsteres und mürrisches Wesen sei, welches es nicht ertragen könne, daß seine Kinder sich unschuldiger Freuden hingebe und insbesondere leiden könne, daß man von seinen Gaben, die er vorzugsweise dazu geschaffen, des Menschenherzen zu erfreuen, wie Wein und Bier, G e b r a u c h mache, und der den Sabbath bloß deshalb eingesetzt habe, damit die Menschen sich und ihn langweilen. Es war das nicht der Wortlaut, aber der Sinn seiner Rede. Die Amerikaner, die sich für weit bessere Christen als uns halten, bedenken nicht, daß ihre puritanische Anschauungsweise durchaus a n t i-christlich, daß dieselbe, namentlich was die „Beobachtung des Sabbath" betrifft, dem Neuen Testamente widerstreitet und lediglich im Alten Testamente wurzelt. Bei den alten Juden wurde der todtgesteinigt, der am Sabbath irgend eine Arbeit verrichtete oder sich irgend einer „weltlichen" Zerstreuung hingab, und unsere Puritaner wollen ebenfalls Jeden bestraft wissen, der am „Sabbath" sich also versündigt, wenn auch nicht mehr durch Todtsteinigen. Sie sind daher eigentlich auch nichts Anderes als sich fälschlich Christen nennende Altjuden. Aergern sie sich doch darüber, daß Christus gegen die pharisäische Sabbathheuchelei eiferte und auf der Hochzeit zu Canaan Wasser in Wein verwandelte. Wenn Christus heute wieder erschiene, die Puritaner würden ihn sicherlich wegen Sabbathschändung und im frommen Massachusetts auch wegen Uebertretung des Temperenzgesetzes vor Gericht schleppen. Da sind wir Deutschen trotz aller Verdächtigungen von Seiten der Puritaner doch weit bessere Christen als Jene und selbst die heutigen Juden sind weit christlicher gesinnt als sie. Uebrigens macht die altjüdisch-puritanische finstere Anschauungsweise der Amerikaner allmälig doch einer vernünftigeren Platz und es wird noch eine Zeit kommen, wo sie es nicht werden begreifen können, daß jene aus England hierherverpflanzte wahnsinnige Anschauungsweise so lange hier zu bestehen vermocht hat. Und zu dieser erfreulichen Umwandelung tragen ohne alle Frage wir Deutschen am Meisten bei.

Am verwichenen Sonntagnachmittag hatte sich der strebsame Teutonia-Männerchor mit seinem verdienstlichen Dirigenten Herrn Eitel, auf Phönix-Hill versammelt und trug einige seiner besten Lieder vor. Phönix Hill scheint überhaupt der sonntägige Sammelplatz der Sängervereine werden zu wollen, denn am Sonntag zwar hatte sich der Liederkranz dort versammelt. Der Letztere erregte am Donnerstagabend im Woodlandgarten mit einer seiner beliebenden Sommernachts-Unterhaltungen großes Furore. Ueber mehren Männer- und gemischten Chören trug derselbe unter der vortrefflichen Leitung des genialen Professors Plato, den berühmten Hallelujah-Chor aus Händel's Messias mit vielem Ausdruck vor, und außerdem entzückte die unstreitig größte unter allen hiesigen Sängerinnen, Mrs. L. D a v i s, das zahlreich versammelte Publikum durch zwei Solovorträge. Wir haben bereits wiederholt erwähnt, daß wir noch selten eine Sängerin gehört, deren Stimme so sympathisch und die mit so vielem Ausdruck, so viel S e e l e singt, als Mrs. Davis, und von der Wahrheit dieser Behauptung konnte sich am Donnerstagabend wieder jeder Anwesende überzeugen. Das Concert des Liederkranzes an jenem Abende war wohl das genußreichste, das uns in dieser Saison geboten worden ist und wir würden es bedauern, wenn, wie es heißt, jenes Concert das letzte in dieser Saison vom Liederkranze veranstaltete gewesen wäre. Hoffentlich läßt derselbe sich erweichen und erfreut uns noch durch ein oder zwei Concerte, wie das vorige. Die gute Orchestermusik im Saale während des Concertes und nach demselben trug übrigens auch redlich das Ihrige dazu bei, jenen Abend zu einem höchst genußreichen zu machen.—Leider that der herabströmende Regen der Unterhaltung im Freien Abbruch.

Der Orpheus ließ sich in voriger Woche nicht im Floral Park hören, dagegen gab er am Dienstagabend im Löwengarten ein „Tanzkränzchen", auf welchem die Anwesenden sich vortrefflich amusirten. Hoffentlich wird er in der nächsten Woche uns wieder durch ein Concert in dem erwähnten schönen Park erfreuen. Die Amerikaner finden solchen Geschmack an diesen floralparkischen Orpheus-Concerten, daß wir es jenem Vereine verübeln müßten, wenn er nicht danach trachtete, jene Concerte zu einer „ständigen Institution" zu machen, wie man hier zu sagen pflegt.

Am Mittwoch trafen von Indianapolis über Hundert Mitglieder der Amerikanischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften hier ein, um von hier aus einen Besuch nach der berühmten Mammuthhöhle zu machen. Wenngleich es unsere Stadtväter nicht über sich hatten gewinnen können, denselben einen officiellen Empfang zu bereiten, so war dafür der Empfang, daß ihnen von unsern für wissenschaftliche Bestrebungen sich interessirenden Bürgern zu Theil ward, ein um so herzlicher. Zum Präsidenten der Gesellschaft für das nächste Jahr ist einstimmig einer unserer Mitbürger, der Professor J. Lawrence Smith, erwählt worden. Es ist ein um die Wissenschaften hochverdienter Mann, der in Europa, wo er ungefähr vierzehn Jahre zubrachte, noch besser bekannt ist, als in diesem Lande. Im Jahre 1846 ward er von unserer Regierung auf Ersuchen des Sultans nach der Türkei als Bergwerks-Ingenieur gesandt und er verweilte dort vier Jahre, während deren er viele wichtige Entdeckungen in Betreff der Mineralien jenes Landes und der benachbarten griechischen Inseln machte. Mehre von diesen Entdeckungen haben unberechenbare Folgen in der Fabrikwelt nach sich gezogen, insbesondere in Bezug auf Kohlen, Schmergel und Chromsteine, Entdeckungen in Betreff der beiden letzteren haben in hohem Maße zur Aufhebung mehrer riesigen Monopole geführt.

Vor mehren Jahren machte der Professor die Meteorsteine zum speziellen Studium. Seine Beobachtungen und Forschungen in diesem Zweige der Naturwissenschaften sind von großem Werthe. Er hat Hunderte von Analysen über dieselben angestellt und veröffentlicht.

Während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Paris machte er mehre wichtige Entdeckungen hinsichtlich der chemischen Eigenschaften der Fette und diese Entdeckungen wurden bei der Lichterfabrikation in der ganzen Welt benutzt. Die französische Akademie erkannte dieselben lobend an.

Später machte er die Analysen und sammelte die geologischen und minaralogischen Daten für die amerikanische Expedition nach Chili.

Auf der letzten Pariser Ausstellung war er einer der amerikanischen Commissare, und sein Bericht über die ökonomische Industrie der Welt ward in fast jedem amerikanischen und europäischen wissenschaftlichen Journal abgedruckt. Die Artikel, die er während seines Aufenthalts in Europa schrieb, erschienen stets in den „Comptes Rendus" der französischen Akademie.

Während der Pariser Ausstellung empfing er von Napoleon die Dekoration des Ehrenlegion, und außerdem erhielt er viele Dekorationen und Ehrenbezeugungen von europäischen Regierungen. In neuester Zeit hat er ein neues Verfahren für die Auffindung von Alkalien veröffentlicht, das als das beste dieser Art gilt. Man sieht also, daß die Ehre, zum Präsidenten jene Gesellschaft erwählt zu werden, keinem Unwürdigen zu Theil geworden ist.

Die Mitglieder der Gesellschaft sind über den ihnen hier zu Theil gewordenen Empfang entzückt. Am Nashviller Bahnhof wurden sie von einem Comite in Empfang genommen und ihnen dort ein Spezialzug nach Cave City zur Verfügung gestellt, von wo sie in Omnibussen nach der Mammothhöhle befördert wurden. Der Zug bestand aus fünf Waggons, dem zwei von Hrn. Rufer's Speisewaggons angehängt waren und Hr. Rufer selbst war mitgefahren, um dafür zu sorgen, daß es den Herren auf der Fahrt weder an Speisen noch Getränken fehle.

Aus der Knöfel'schen Verlagshandlung ging in voriger Woche eine vortreffliche Composition des von Fried. Lerow, Herausgeber des Belletristischen Journals, gedichteten Abendliedes hervor. Die Composition ist von dem in der musikalischen Welt als Verfasser mehrer Schriften über Musik rühmlichst bekannten Dr. S c h i l l i n g und derselbe hat durch diese Composition gezeigt, daß er nicht bloß theoretische Kenntnisse über Musik, sondern auch selbst „Musik in der Seele" besitzt, denn das ist wirklich Musik, was er uns in jener Composition bietet und nicht bloßes fabrikmäßig zusammengestohlenes Geklingel, wie die meisten der in diesem Lande erscheinenden Compositionen. Es sind überhaupt bereits einige recht gute Compositionen aus dem noch so jungen Knöfelschen musikalischen Verlage hervorgegangen, so u. a. eine von R. Lilly Fink componirte „Bergauell-Polka."

Da wir grade von Musik sprechen, so wollen wir beiläufig erwähnen, daß das Honorar von 1000 Thalern, welches Karl Wilhelm für seine ziemlich unbedeutende Composition der „Wacht am Rhein" mit einem verbindlichen Schreiben vom Reichskanzler Bismarck zugesandt erhalten hat—wobei ihm jährlich eine gleiche Summe in Aussicht gestellt ward — an Höhe dem Honorar gleichkommt, welches Beethoven für seine großartige neunte Sinfonie mit dem Schillerschen Chor an die Freude erhielt. Nachdem Friedrich Wilhelm III. auf Humboldt's Befürwortung die Dedikation jener großartigen Sinfonie anzunehmen „geruht" hatte, wurde dem unsterblichen Meister anheimgestellt, einen Orden oder 200 Friedrichsdor anzunehmen. Der republikanische und nichts weniger als reiche Beethoven nahm natürlich das Geld, was frug er nach einem lumpigen Orden. Gleich ihm dachte der vor Kurzem verstorbene Karl Anschütz, als er noch königlicher Capellmeister in Coblenz war. Friedrich Wilhelm IV. ließ ihm, als er in Coblenz war, eine goldene Medaille in Anerkennung seiner Verdienste überreichen. Anschütz ging gleich darauf mit mehren Freunden nach dem Hotel, fragte den Wirth, wie viel die Medaille werth sei, und sagte, als dieser „mindestens fünfzig Thaler" antwortete: „Nun denn, geben Sie uns Wein und machen sich mit der Medaille bezahlt." Natürlich erschien Anschütz im nächsten Concert ohne Medaille. „Was haben Sie damit gemacht?" fragte der König. „Majestät, ich habe Ihre Gesundheit damit getrunken." Der König schien anfänglich etwas verstimmt darüber, aber bald lächelte er wieder und klopfte Anschütz auf die Schulter, er hütete sich aber wohl, ihm eine zweite Medaille zu geben.

Es ist wirklich außerordentlich erfreulich, daß mit der neuen Machtstellung unseres Vaterlandes die Zeit, wo ein Mozart hungern mußte, für immer untergegangen zu sein scheint und jetzt selbst so bescheidene künstlerische Thaten, wie die des Componisten der „Wacht am Rhein" so glänzende Anerkennung finden. Möchte daher jetzt nur recht bald ein zweiter Mozart erstehen!

Ein gutes Geschäft. Zwei Wallachen treten in einen Trödlerladen.

„Guten Morgen!" sagt der Eine; „ich brauche fünf Gulden, leihe mir sie und ich will Dir fünf Gulden Interessen zahlen, überdies diesen meinen Rock hier zum Pfande lassen. Ist's gefällig?"

Der Trödler besinnt sich ein wenig, endlich antwortet er, indem er eine Fünfguldennote aus der Tasche zieht:

„Gut, Bojar, Du sollst Dein Verlangen haben, ziehe Deinen Rock aus."

Der Bojare thut es; der Trödler nimmt den Rock.

„Sieh," fängt nun dieser an, „ich borge Dir auf diesen Rock fünf Gulden für eben so viel Gulden Interessen. Da es nun Sitte ist, die Interessen gleich abzuziehen, so behalte ich die fünf Gulden und den Rock und du schuldest mir noch fünf Gulden, worüber Du mir einen Wechsel ausstellen wirst."

Verblüfft schaut der Wallache drein und sich an seinen Begleiter wendend, sagt er:

„Jetzt habe ich keinen Rock, kein Geld und der Kerl hat doch Recht."

Der alte Wein.

Wenn uns ein Weinbauer in seinen Keller führt, um uns sein Gewächs kosten zu lassen, so geleitet er uns zum Schlusse noch—das heißt nur dann, wenn wir ihm besonders werthe Gäste sind — in einen verborgenen Winkel des Kellers, um uns von seinem „Aeltesten" versuchen zu lassen. Und merke dir die Regel, lieber Leser: Ohne den Mann schwer zu kränken, mußt du diesen „Aeltesten" als die Krone seiner Weine anerkennen oder dich der Gefahr aussetzen, von ihm als gänzlicher Nichtkenner bezeichnet zu werden, an den es schade ist, einen guten Tropfen zu verschwenden.

Wenn es nun gar geschieht, daß bei irgend einem Neubau in einem großen Klosterkeller ein längst vergessenes Faß aufgefunden wird, das achtzig oder hundert Jahre unberührt gelegen, daß die Reifen verrostet, die Dauben halb verfault sind, da macht die Nachricht von dem herrlichen Funde den Weg durch alle Zeitungen, und solcher Wein wird geschätzt, als wenn jeder Tropfen Gold wäre. Auf den Etiketten der Weinflaschen finden wir oft ein hohes Alter des Inhalts angegeben, und dann brauchen wir nicht erst im Preis-Courent nachzusehen, um zu wissen, daß wir für eine solche Flasche heidenmäßig zahlen müssen.

In England sieht man häufig in den Schaufenstern der Weinhandlungen Flaschen ausgestellt, welche handhoch mit häßlichem Simmel überkleidet sind, vor ihnen die Ankündigung: "Twenty years bottled!„ Die Schimmeldecke, welche ein Beleg für das hohe Alter sein soll, läßt sich, nebenbei gesagt, künstlich in wenigen Wochen erzeugen. Mit Einem Worte, „alter Wein" wird überall verlangt und gerne theuer bezahlt; das Publikum verbindet beim Weine den Begriff „alt" untrennbar mit dem Begriffe „ausgezeichnet", ja für Viele erscheint es unmöglich, daß der Wein die letztere Eigenschaft haben könne, ohne die erstere in hohem Grade zu besitzen. Der Kaufmann muß dem Käufer das geben, was dieser verlangt; kein Wunder also, wenn das Publikum von spekulativen Händlern getäuscht wird und vier-, fünfjährige Weine als zwanzigjährige und noch ältere erhält—die Welt will getäuscht sein, also.........

Es gilt nicht nur den Laien, sondern leider auch vielen Weinproducenten und Händlern als eine so ausgemachte Thatsache, daß jeder Wein mit jedem Jahre ununterbrochen zunehme, daß man Gefahr läuft, tüchtig ausgelacht zu werden, wenn man dem widerspricht. Ist es denn wirklich wahr, daß der Wein fort und fort an Güte zunimmt, daß er, wenn er einmal das Kammerjungfer-Alter überschritten, zur „Medicin", wenn er aber dem canonischen Alter nahekommt, zum „wahren Lebens-Elixir" wird? Nein, vom chemischen wie vom national-ökonomischen Standpunkte aus. Der Spruch ist wahr: "In vino veritas!„ — denn der Wein sagt es uns selber, wenn er das richtige Alter, d. h. seine höchste Güte erreicht hat, er spricht zu Gaumen und Nase—eine deutliche Sprache für Jeden, der nicht durch das Vorurtheil, das Alte sei stets das Gute, befangen ist. Gebt erst der Chemiker einem solchen „Alten" auf den Leib, so reißt er ihm den ehrwürdigen Nimbus herunter und zeigt uns durch die unumstößliche Logik der Zahlen, daß der „Alte" im Laufe eines Jahrhunderts nichts Neues gewonnen, ja im wahren Sinne des Wortes das Beste, was er besessen, zum größten Theile verschwitzt hat.

Was den Wein zum edelsten aller Getränke macht — ist die „Blume" — das „Bouquet", jener eigenthümliche, ungemein zarte Duft, der nur dem Wein eigen ist. Er entwickelt sich durch fast noch gänzlich unbekannte chemische Vorgänge im Weine in den ersten Jahren seines Lebens. Alles, was wir über die Körper wissen, welche das „Bouquet" bilden, ist, daß sie in ungemein geringer Menge auch in den duftendsten Weinen vorkommen (etwa nur ein Vierzigtausendstel des Gewichts), daß sie sich im Weine durch die Einwirkung der Luft entwickeln und daß sie ungemein flüchtig sind. Mit dem Bouquet darf aber nicht der „Weingeruch" verwechselt werden, der sich in jedem Weine, auch im ordinärsten Krätzer vorfindet, und von Oenanth-Aether (Weinfusel-Oel), einem schwer flüchtigen Körper herrührt. Wir müssen annehmen, daß die Bildung des Bouquets die Folge einer Verbindung gewisser Stoffe im Weine mit Sauerstoff aus der Luft, also eine Oxydation sei; diese schreitet fort und fort bis zu einem gewissen Punkte, wo die Zunahme des Bouquets aufhört.

Wann dieser Zeitpunkt wohl eintritt? Ich weiß es nicht, muß ein ehrlicher Chemiker sagen, hier wird die Theorie grau, und die goldene Praxis tritt in ihr volles Recht. Der Weinbauer muß durch aufmerksames Beobachten die Individualität seines Weines studiren, um den Zeitpunkt der höchsten Bouquet-Entwicklung kennen zu lernen, denn dieser hängt von dem Alkohol- und Säuregehalt, von der Temperatur des Kellers, der Größe der Lagerfässer und wahrscheinlich noch von manchen anderen Umständen ab. Ist aber dieser Zeitpunkt einmal eingetreten und man will den Wein auf dieser hohen Stufe erhalten, so gehört er von jetzt an in einen Behälter, in welchem er vor Sauerstoffzutritt und vor Verdunstung bis zum Augenblick des Genossenswerdens geschützt ist, d. h. in die Flasche. Denn die dem Weine bis jetzt nützliche Thätigkeit des Sauerstoffes verwandelt sich von nun an geradezu in eine feindliche: die bis zu einem gewissen Grade oxydirten, duftenden Stoffe werden weiter oxidirt und in Folge dessen — geruchlos. Mancher Weinbauer hat schon die unangenehme Erfahrung gemacht, daß ein einmal öfteres Abziehen das Bouquet in seinem Weine zum größten Theile vernichtet hat. Läßt man also solchen ausgebildeten Wein fortan lagern, so werden die Bouquetstoffe durch Ueber-Oxydation und durch Verdunstung immer weniger, die Schwindung dauert fort und fort, verlangt ein immerwährendes Nachfüllen oder Abziehen auf kleinere Gebinde, der Preis des Weines muß nothwendiger Weise durch die Schwindung, die Arbeit und Kapitals-Verzinsung ein immer höherer werden, und was ist dabei gewonnen? Nichts, sondern im Gegentheil viel verloren: Qualität, Quantität, Arbeit und was Eins mit letzterer ist: Geld, denn Geld ist latente Arbeit.

Vergleicht man einen sehr alten Wein mit einem vier- bis fünfjährigen aus derselben Gegend in Bezug auf die chemische Zusammensetzung, so findet man vorerst, daß der alte eine viel tiefere Goldfarbe hat, einfach darum, weil im Laufe der langen Jahre aller Gerbstoff durch Oxydation in die dunkel gefärbten Körper übergegangen ist, welche die Farbe des Weines bedingen, der Alkoholgehalt hat sich durch Verdunstung verringert. (Bronner fand im 1783er $2\frac{2}{3}$, im 1811er Kometenwein $7\frac{1}{2}$ Procent Alkohol, während Weine aus derselben Gegend in den geringen Jahren 1854 — 1856 9 Procent haben.) Die feinen Bouquetstoffe sind verflüchtigt, nur der gemeine, wenig angenehm riechende Oenanth-Aether ist wegen seiner geringen Flüchtigkeit getreulich zurückgeblieben.—Der Säurehalt ist natürlicherweise durch die fortgesetzte Verdunstung der Flüssigkeit beträchtlich gestiegen.

Also ein Bischen mehr Farbe, mehr Säure, dafür aber weniger Alkohol und Bouquet, das sind die edlen Eigenschaften eines sehr alten Weines, jenes „Lebens-Elixir", welches mit unglaublichen Preisen bezahlt wird. Auch die Ankündigung: „So und so viel Jahren in der Flasche" ist eitel Humbug, denn in der Flasche verändert sich kein Wein weiter, vorausgesetzt, daß er gesund ist, denn sonst ist er in kurzer Zeit ganz untrinkbar. Wenn man diese Thatsachen in's Auge faßt, so muß wohl Jeder zugeben, daß es vom nationalökonomischen Standpunkte aus betrachtet ein Fehler ist, den Wein sehr alt werden zu lassen, Geld und Zeit auf ein Product zu wenden, das im Laufe der Jahre in Bezug auf Menge u. Güte fortwährend abnimmt. Die Summen, die auf diese Weise schon dem Verkehre entzogen wurden, müssen wahrhaft riesige sein.

Verlegen wir uns also im rein nationalökonomischen Interesse tüchtig auf's Poculiren, daß wir unseren Enkeln keinen „recht alten" übrig lassen; unser Wein gehört nicht für unsere Nachkommen, sondern für uns, die wir ihn an der Rebe entstehen gesehen!

Dr. J o s e p h B e r s c h.
B a d e n bei Wien.

Jagd. Wissen Sie, wie man in Nordamerika die Hasen fängt? — Man fängt die Hasen in Nordamerika im Winter, zur Nachtzeit; es muß aber sehr kalt sein. Man nimmt eine Laterne, thut ein brennendes Licht hinein und geht damit hinaus auf ein Feld, wo viele Hasen sind. Dort setzt man die Laterne auf den Boden und versteckt sich hinter einen Busch. Die Hasen, die das Licht sehen, denken bei sich: „Schock Schwerenoth, wo kommt denn die Laterne her?" und schleichen neugierig näher. Sie setzen sich im Kreise herum und kucken in das Licht. Von dem unverwandten Hinsehen, gehen ihnen bald die Augen über; die Thränen laufen auf den Boden herab, und sie frieren fest. Wenn sie festgefroren sind, tritt man vor, bricht sie ab und steckt sie in die Jagdtasche.

Leibes-Größe. Verwendung der Großen. Ein kleiner Mensch konnte den Glockenzug an einem Hause nicht erreichen. Er bat daher einen großen, der vorüber ging, statt seiner anzuläuten. Indem es der Große that, sagte er: „Wozu sind denn auch so kleine Leute, wie Du bist gut?"

„Dazu," erwiederte der Andere, „um sich von so großen, wie Du bist, bedienen zu lassen."

Ehen werden im Himmel geschlossen, die Sonne und der Mond waren das erste Ehepaar daselbst. Der Mond ist wie jeder Ehemann, wenn er sich von seiner Frau entfernt, n i m m t e r z u; wie er seiner Frau wieder zu nahe kommt, nimmt er ab!—

Was dem Einen recht, ist dem andern billig, hört man häufig sagen. Nicht immer, denn was der Frau oft recht wäre, wird dem Manne—t h e u e r.

Stachelmeier.

Jerusalem in der Nähe von Louis will, 26. August 1871.

Jeliebte Rehdachsion!


ie Unschuld muß immer leiden, det is een olles Sprichwort und diesmal hats eenen unschuldigen Republikaner, nämlich den Hinkenden jetroffen. Der hat nämlich viele demokratische Freunde, denn unner uns Deutschen jeht et trotz die Jegensätzigkeit in die Pollitik, immer jemüthlich her. Diese demokratischen Freunde wollten eenen Witz machen und weil sie dem Hinkenden immer eenen Schwarzen nannten, so hatten sie die Absicht ihm wieder weiß zu machen. Da sie wußten, det er Morjens lange schläft und erst immer wartet, bis seine Olle den Kaffee fertig hat, so schlichen se sich in die letzte Woche, wie er jerade nach Landesjebrauch recht schwitzte, an sein Bett und schütteten ihm een paar Pfund Mehl uf den Körper und int Jesicht. Wie der Hinkende ufwachte, rieb er sich det Janze noch recht in die Oogen und stiebelte runner in den Barroom, wo er mit eenem jroßen Juchhe empfangen wurde. Er hat nischte jesagt, is wieder ruffjestiebelt, hat sich det Mehl wieder vom Körper abjelöst und is dann wieder janz jemüthlich runnerjejangen und hat wieder nischte jesagt.

Am Tage druf hat er alle Diejenigen, welche ihm weiß machen wollten, janz freundlich in seine Wirthschaft injeladen und weil et recht fidel herjejangen is, hat er seine lieben Freunde mit Knödel und Schinken rejalirt. Die Knödel waren famos und die Spaßmacher haben jefragt, wie er die zubereitet hätte.

„O," sagt der Hinkende, während er malitiös lächelte, „det is ooch een janz besonderer Teig, aus dem die jemacht sind, det is detselbe Mehl, det Sie mir jestern früh, als ick noch im Bett lag, zum Präsent jemacht haben."

Brr! Aber die langen Jesichter! Die Spaßmacher haben sich jegenseitig anjekuckt, als wenn se eenen Leitartikel von die Eenzige jejessen hätten. Wie ick höre, wird jetzt keen Mensch mehr versuchen, dem Hinkenden weiß, oder etwas weiß zu machen.

In die letzte Tage war ooch hier eene Menagerie und der deutsche Peabody is jeden Dag hinjelaufen, um sich eenen passenden Editor vor sein Blatt zu suchen. Er sagt, wenn er doch eenmal bis uf die Thierwelt herunnerkommen sollte, dann wolle er ooch etwas Seltenes haben und nicht bloß so eenen



der sich vom Benninger, der die Staatsökonomie practisch jetrieben, uf den Sand setzen läßt. Wie mir scheint, versteht er wirklich wenig von die Volkswirthschaft, desto mehr aber von die Wirthschaften, wat sein Boß, der deitsche Peabody for eene persönliche Beleidigung hält, weil er wenigstens in diesem Punkt unerreicht dastehen will, wat aber nich is, denn unerreicht steht nur der Herbergsvater da, nämlich im Schießen. Ick freue mir man bloß, det er bald wieder uf die Jagd jeht, weil ick et dann am besten habe. Ick brauche jarnich zu schießen und esse am Sonntag doch immer det schönste Wild. Det is ooch recht jut, denn ick kann det infame Knallen nich verdragen und eene Flinte rühre ick mein Lebdag nich an. Darin bin ick anders wie der Peffer, der nach New York uf die Jagd jejangen war und heute früh beim Herbergsvater vor sämmtliche versammelte Marbürger seine Erlebnisse zum Besten jeben wird, womit ick mir unnerzeichne als Ihr vieljeliebter Stachelmeier,

ooch Staatsökonom.

Der wiederholte Tod. Als sich ein schlechter Schauspieler als Hugo in Müllner's „Schuld" erstach, schrie das Publicum bravo! Da capo! Er sprang auf, machte ein Compliment und brachte sich noch einmal um.

Als eine naturhistorische Curiosität möge ein in der Nähe von Algier entdecktes Lager von „fossiler Tinte" erwähnt werden. Durch das Zusammenfließen zweier verschiedener Flüsse, von denen der eine bedeutend Gerbstoff, der andere Eisensalze enthielt, bildete sich nämlich an dem Fundorte ein Niederschlag, dessen Auflösung schwarze Tinte liefert.

Wenn der Deutsche ausdrücken will, daß er naß ist, sagt er: „Ich bin naß bis auf die Haut." Der Franzose sagt: „Ich bin naß bis auf die Knochen." Der Spanier sagt: „Ich bin naß bis auf das Mark." Der Araber sagt: „Ich bin naß bis an die Gedärme." Der Chinese sagt: „Ich bin naß bis auf die Seele." De Plattdütsche seggt: „Ick bün natt as ä Katt."

Gaunerstreich.

In das Magazin des großen Modewaaren-Geschäftes von — nun sagen wir Braun — tritt, begleitet von seinem Bedienten, ein Herr, den rechten Arm in der Binde und in seinem ganzen Aeußern den Militair darstellend: er sucht einen bedeutenden Vorrath der feinsten und elegantesten Gegenstände aus, wie er sagt: für seine Frau, mit der er von seinem Gute nach der Residenz gekommen. Der Verkäufer bedient ihn mit voller Liebenswürdigkeit und macht auf sein Verlangen die Rechnung, die 4 — 500 fl. beträgt. Der Käufer, die Brieftasche herausnehmend, heißt die Sachen zusammenmachen, damit sein Bedienter sie mitnehmen könne. Im Begriff, die Rechnung zu bezahlen und 2 Fünfzigguldenscheine aufzählend, sagt:

„Ei, ei, da habe ich in der an Kaufgegenständen so reichen Stadt mein mitgenommenes Geld schon ausgegeben."

Der Verkäufer erwidert sofort, er wolle die Sachen in's Hotel nachsenden.

„Nein, nein," wird ihm erwidert, „ich bezahle, was ich kaufe, sogleich; ich bitte — mit meinem lahmen Arm wird mir das Schreiben schwer, ich will sofort meinen Bedienten nach dem Hotel zu meiner Frau senden, daß sie ihm weiteres Geld mitgibt, ich bitte, schreiben Sie einen Zettel!"

Der Kaufmann beeilt sich, Papier und Bleistift vorzunehmen. „Was befehlen Sie, daß ich schreiben soll."

„Bitte, schreiben Sie ganz einfach: Liebe Frau, gib Ueberbringer 500 fl. mit."

„Also, was soll ich d'runter schreiben?"

„Einfach meinen Namen: Braun."

„Da führen Sie ja denselben Namen wie ich," sagt der Kaufmann, den Zettel unterzeichnend.

„So!" erwidert der Käufer, „heißen Sie auch so, der Name ist ja häufig."

Dann wird der Bediente von dem Herrn mit dem Zettel fortgeschickt, kommt auch sehr bald mit dem Geld an; der Käufer bezahlt die Rechnung vollständig und verläßt unter den tiefsten Bücklingen des Verkäufers mit seinem Bedienten, der die Sachen übergeben erhalten, das Magazin.

Als am Abend der Kaufmann nach Hause kommt, frägt seine Frau: „Wozu hast Du denn die 500 fl. so eilig gebraucht, die Du hast holen lassen?"

Der Mann sieht sie betroffen an.

„Ich—500 fl. holen lassen?"

Die Frau präsentirt seinen eigenhändig ge- und unterschriebenen Zettel.

„Ha! geprellt um zweimal 500 fl.!"

Gatesville, Texas, ist in großer Aufregung über einen (vorgeblichen) ungeheuren Orang-Utang, welcher feurige Augen und zwei Reihen Zähne hat, und ein Kalb mit der größten Leichtigkeit unter einen Armen davon tragen kann.

Erklärung. „Aber denken Sie sich, mein Herr, ich fuhr auf einem Segelschiff in sechs Tagen von Amerika nach Hamburg. Ist das nicht merkwürdig?"

„Durchaus nicht, wenn sich ein solcher Windbeutel auf Deck befindet."

Nothwendige Uebel. Polizeidiener: (welcher einen Dieb ergriffen) Kerl, jetzt erwische ich ihn schon zum zweiten Male als Spitzbuben!

Dieb: Spitzbuben müssen auch sein!

Polizeidiener: So, warum dennn?

Dieb: Na, sonst brauchten wir ja keene Polizei!

Frau Wharton's Gesundheitszustand ist bedeutend besser. Ihr jetziges Quartier ist ganz bequem und sie erhält oft Blumen und Früchte von ihren bewundernden Freunden. Ueber die gegen sie vorgebrachten Anklagen sagt sie gar nichts.

Während einer Gerichtssitzung in New Mexico drohte ein Anwalt in seiner Rede an die Geschworenen, daß er jedem von ihnen eine Kugel durch den Kopf senden würde, welcher die Kühnheit haben sollte, anzudeuten, daß sein Klient schuldig sei.

Die ersten Stecknadeln wurden in England im Jahre 1543 gemacht. Bis dahin bedienten sich die Damen zum Zuspendel kleiner hölzerner Stacheln. Erst im Jahre 1440 erfand ein Nürnberger, Namens Rudolph, das Drahtmachen.

Vortheile der Starken. Eine reiche aber geizige Frau beklagte sich beim Bürgermeister des Städtchens über die schreiende Ungerechtigkeit, daß man ihr den stärksten Grenadier eines durchmarschirenden Regiments in Kost und Quartier gegeben, während ihr reicherer Nachbar bloß einen kleinen schwachen Tambour gehabt hätte.

„Das war ganz weise und menschlich," erwiederte der Bürgermeister, „Euch kann man nur einen Starken in die Kost geben, ein Schwacher würde den Hungertod sterben."

Wenn du einen Verein zu besuchen versprochen hast, so halte dein Wort, aber keine Rede.

Der Kuß auf die Schuhbürste.

Zwei junge Mädchen saßen
Im frischen grünen Wald
Auf moosbedeckten Rasen
In lieblicher Gestalt.

„Sag', Bertha," sprach Pauline,
„Wie doch das Küssen geht,
Wenn auf des Jünglings Lippe
Ein rauher Schnurrbart steht."

„Ei, du vorwitz'ges Mädchen!"
Erröthend Bertha schilt,
„Wie kommst du an das Küssen?"
Die Augen sie verhüllt.

„Das Küssen auf den Schnurrbart
Kann ich dir zeigen nicht.
Probir's an der Schuhbürste!
Dann weist du wie es sticht."

Gefahrvolle Stunden und wunderbare Rettung.

Auf dem Juragebirge soll folgende, grausige Scene erlebt worden sein, für deren Wahrheit gebürgt ist.

Eine Heuerin, mit Mähen beschäftigt, hatte ihren Säugling wohl und fest auf die landesübliche Art in ein Wickelzeug verpackt, mit auf die Matte genommen, und denselben, um ungehinderter arbeiten zu können, im Grase niedergelegt. Ihre Arbeit entfernte sich ein Wenig von dem Platze, wo das Kind schlummernd lag, da vernimmt sie plötzlich ein Rauschen in der Luft, hört ein paar gewaltige Flügelschläge und sieht einen Steinadler fast senkrecht emporheben.

Sie fällt nicht besinnungslos zu Boden, sie versteinert nicht beim jähen namenlosen Schrecken, — sie will dem Räuber ihres süßen Kindes auf dem nächsten Wege nacheilen, sie stößt gellende Schreie der Verzweiflung aus, aber sie kann dem Adler, dem Könige der Lüfte, der jetzt hoch in der Luft das Kind in seinen Krallen tragend kreist, um sich dann auf seinem, auf einer mittlern Staffel des Felsengebirges befindlichen Horst niederzulassen, nicht folgen, und sieht nur noch, wie das Thier in immer näher Kreisen das Nest überschwebt, aus dem das Gekreisch seiner hungrigen Brut ihr zu Ohren schrillt.

Der Raub ist auch von einigen Hirten, die auf einer obern Staffel Ziegen weideten, bemerkt worden, indem sie durch den Jammerschrei des Weibes aufmerksam wurden.

Die Hirten, unter ihnen der siebenzehnjährige Johann Imthal, schreien nicht, denn sie wissen wohl, daß sie den Adler erschrecken könnten, und daß dieser dann seine Beute aus der schwindelnden Höhe fallen lassen würde, aber sie harrten in Ruhe u. Besonnenheit des entscheidenden Augenblicks, wo der Raubvogel in seinem Horste angekommen war, und jetzt, da sie das Kind vor dem tödtlichen Sturze gesichert sahen, erhoben sie von zwei Seiten her ein so furchterregendes Geschrei, daß der Dieb schneller noch vom Horste abstob, als er ihn eben in Besitz genommen hatte. In unglaublicher Zuversicht und Kühnheit klomm jetzt Johann mit Hilfe der Steigeisen und seines Schaftes an der fast senkrechten Wand empor. Sein Fuß prüfte dabei jeden verdächtigen Stein, vorsichtig ermaß er jeden Schritt, — denn er schonte seines Lebens zur Rettung eines zweiten. Die Anfälle des Adlers achtete er nicht, da das Geschrei der Hirten und deren Steinwürfe den Erfolg derselben vereitelten, und seine Aufmerksamkeit ungetheilt dem gefährdeten Pfade widmend, stand er endlich glücklich an der seltsamen Wiege, in die der Adler das Kind gebettet.

Das unbeholfene, durch die Unruhe der jungen Vögel geängstigte Knäbchen schrie kläglich seinem Retter entgegen. Dieser säumte deshalb nicht, der Brut seines Räubers die Hälse umzudrehen und sie der Tiefe zuzuschleudern. Kaum aber hatte der Verwegene dies gethan, als auch der Adler weder des Schreiens noch der Würfe der Ziegenhirten mehr achtete. Wüthend stürzte er sich auf den Mörder, und fast wäre es ihm im jachen Anfluge gelungen, ihn durch einen seiner gewaltigen Flügelschläge den erwürgten Jungen nachzusenden. Dadurch gemahnt an die Schwierigkeiten seiner Lage, übersah Johann erst die Gefahr derselben im vollen Umfange. Im Aufsteigen des Knökweges nicht gedenkend, leuchtete ihm nun im Niederschauen die Unmöglichkeit ein, sich sammt dem Kinde von dieser Höhe durchzulassen. Da die Wand der dritten Staffel weit überhing so gab es noch weniger einen Ausweg nach oben. So mußte er denn sich und das kaum errettete Kind zugleich für verloren erachten, denn wie er auch sann, wohin er auch ausschaute, in keiner Weise wollte es ihm gelingen, ein Auskunftsmittel zu entdecken.

Obschon sich der Hilflose in mißlicherer Lage nie befunden, so gab er sich doch der Verzweiflung nicht hin. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, durch ein gewagtes Absteigen ohne die Bürde des Kindes, sich selber mindestens zu erretten, aber er verwarf den aufsteigenden Gedanken mit edler Entrüstung. Der vertrauensvoll auf ihn gerichtete Blick der beraubten Mutter, die bis zum Fuße der Wand ihm nachkletterte, von da aus jede seiner Bewegungen verfolgte, rührte ihn tief und obwohl er kaum zweifeln konnte, daß diese Felsenplatte sein Golgatha, und des Adlers Horst sein Grab sein werde, so wollte er dennoch der nicht sein, welcher der armen Mutter ihre letzte Hoffnung raube; — wie zur sichern Verheißung hielt er deshalb das schreiende Kind weit über den Rand hinaus der Mutter entgegen.

Johann's regungsloses Verhalten in dieser gewagten und unbeschützten Stellung blieb vom kreisenden Adler weder unbemerkt noch unbenutzt. Der Geißhirten Warnung erscholl zwar noch zeitig genug, zur Rettung des Säuglings, kaum aber, daß Johann denselben in den Horst gelegt, so schleuderte des Adlers Stoß ihn selbst mit solcher Heftigkeit zu Boden, daß er über des Felsens Rand halben Leibes hinaushing.

Ein Klagelaut unaussprechlichen Jammers erklang aus der Tiefe — er entquoll der Brust der verzweiflungsvollen Mutter des nun für immer verlorenen Kindes. Wo aber kaum ein Wunder noch retten konnte, da erhielt den Jüngling der Feind selbst am Leben. Ein Flügelschlag des blind wüthenden Thieres zurück und so gewaltsam, warf er ihn daß er über das Nest hinflog und hinter diesem niederfiel.

Der Steinadler stürzt sich nämlich niemals senkrecht auf seine Beute, sondern er schießt in schräger Richtung dem Ziele zu; deshalb war der überhangende Fels kein Hinderniß für ihn, auf Johann fortwährende Angriffe aus der Höhe herab zu machen; nun aber hatte Johann zu seiner Vertheidigung Nichts als seinen Schaft, von diesem konnte er jedoch des Raumes wegen wenig oder keinen Gebrauch machen; und er gerieth nun in Verlegenheit, wie er sich mit Nachdruck und Erfolg des gewaltigen Raubthieres erwehren solle. Seine ruhige Besonnenheit verließ ihn nicht; er entdeckte schnellen Umblicks sofort eine passende Waffe im Horste des Adlers selbst, denn da diesem aus schwanken Ruthen und Haidekraut aufgeschichtetem Bau, dicke Aeste und Zweige zur Grundlage dienten, so entriß er dem Gesperre rasch einen kurzen und schweren Prügel und kam damit dem ersten Schnabelhiebe seines Feindes so nachdrücklich zuvor, daß er betäubt vom Nestrande wieder abfiel, auf dem er eben festen Fuß gefaßt hatte, um mit gespreizten Flügeln und unter lautem Zischen dem Jünglinge zu Leibe zu gehen; ein zweiter und dritter wuchtiger Schlag auf den Kopf tödtete ihn vollends, und ein letztes Erzittern seiner schlaffen Schwingen verkündete, daß des Alpenkönigs Macht gebrochen sei.

Aber auch der Sieger fühlte sich zum Tode erschöpft, sobald des Kampfes Aufregung aufgehört hatte; und schon zufrieden damit, doch nun in Frieden sterben zu können, streckte er die müden Glieder auf hartem Lager hin. Nach kurzer Erholung schämte er sich jedoch dieser feigen Resignation: er trat wiederum hinaus in's Freie und rief zur Staffel über ihm: „Heda, oben, habt Ihr ein Heuseil zur Hand?"

„Nein, armer Junge, keinen Faden einer Spanne lang!" — lautete die entmuthigende, traurige Antwort.

„Es muß eins in der Wildheutrifft liegen. Holt das herauf und laßt's dann zu mir herab, ich kann's schon erwarten."

Die Hirten beeilten sich, seinem Willen nachzukommen, und Johann durchsuchte seine Taschen nach einem etwa vorhandenen Brodrindchen, um es, nachdem er es an seinem Munde angefeuchtet hatte, dem wimmernden Kinde zum Saugen an den Mund zu halten. Das Kind, sich wieder in eines Menschen wiegenden Armen fühlend, entschlummerte bald und Johann war glücklich darüber.

Da kamen endlich die Männer, die nach dem Seile ausgewesen, zurück und riefen ihm zu, das herabgelassene zu ergreifen. Welch Glück, daß bei dem Kampfe mit dem Adler sein Schaft, eine lange Stange, an dem einen Ende mit einem eisernen Haken, an dem andern mit einer Spitze versehen, dessen sich die Gebirgsbewohner sowohl zum Forthelfen beim Aufsteigen bedienen, indem sie sich auf den Schaft stützend, die Spitze in die Felsenritzen einstoßen, als auch beim Herabsteigen, indem sie den Haken an einem hervorragenden Steine anhängen und sich dann an der Stange herablassen, — daß beim Kampfe dieser Schaft nicht herabgeworfen wurde. Mittelst des Schaftes zog er nun das Seil zu sich heran, da solches wegen der überhängenden Wand weit ab vom Borde der Platte, in freier Luft, ein Spiel des Windes hin und her schwankte und mit den Händen nicht zu erreichen war.

Sobald er des Stranges habhaft geworden, warf Johann Schaft und Adler voraus in die Tiefe, trat mit beiden Füßen in die dem Strickende eingeknüpfte Schlinge, wie in einen Steigbügel ein, schnallte dann, zur Sicherung der aufrechten Stellung und des freien Gebrauches seiner Hände mit seinem Ledergürtel sich und den straffen Strick unterhalb der Schultern fest zusammen, — nahm vorsichtig das schlafende Kind in den linken Arm und rüttelte nun mahnend am Seile und rief getrosten Muthes: Holt an!"

Kaum jedoch, daß der Zug kräftiger Arme Johann dem Boden entrückt hatte, so schwang er nach Außen weit hin, und gerieth in ein so bedrohliches Drehen und Schwingen, daß er schwerlich einem verderblichen Anstoße an die Felsen entgangen sein würde, hätten nicht die Hirten, die Gefahr gewahrend, angehalten und dann nur ganz allmälig den Schwebenden in die Höhe gezogen. Dadurch gewann Johann Zeit, sich mit vorgestreckter rechter Hand von der Wand abzuhalten, oder mindestens doch die Gewalt der Anstöße zu brechen. Weder Furcht noch Grauen wandelten den Muthbeseelten während dieser gefahrvollen Fahrt an, — aber es war ein grausenhafter Anblick für die unten Stehenden, zwei in der Frische des Lebens stehende Wesen zwischen Himmel und Abgrund schweben zu sehen. Ein Faden des rettenden Seiles durfte reißen — nur eine der hilfreichen Hände erlahmen, und Beide, Kind und Jüngling, waren dem gräßlichsten Tode, zerschmettert in die jähe Tiefe zu stürzen, geweiht. Die arme Mutter war zum Glück des angstvollsten Anblicks enthoben. In ihrer Liebe und Ungeduld, hatte sie sich auf dem gewöhnlichen Wege beeilt, zu den rettenden Hirten zu gelangen. Dort lag sie auf den Knieen und flehete inbrünstig zu Gott. Da! — endlich war das Werk vollbracht, — das Knäbchen lag in den Armen des schluchzenden Weibes und als es nun in vollen Zügen die Labung der Mutterbrust einsog, — hatte die Freude keine Worte — nur heiße Thränen des Dankes. — Die Hirten aber — diese einfachen Leute voll Gefühl — entblößten mit Johann ihre Häupter, falteten andachtsvoll ihre Hände und dankten dem Allmächtigen für Johannes, für des Kindes Rettung.

Berliner Lynchjustiz. In der Hasenhaide bei Berlin erwischte man an einem der letzten Sonntage einen Strolch, der alle seine Taschen mit Tassenköpfen angefüllt hatte. Ein etwas angeheiterter Berliner schlug vor, sofort Gericht zu halten. Er selbst machte den öffentlichen Ankläger und beantragte für jeden Tassenkopf einen „Jagdhieb." Dem armen Sünder wurde jedoch gestattet, einen Vertheidiger zu wählen. Er bat einen ihm zunächststehenden Herrn, für ihn zu plaidiren. Der Vertheidiger stellte sich in Positur und sprach die geflügelten Worte: „Meine Herren! Ich schließe mich dem Antrage des Herrn Vorredners an." Die Tassenköpfe wurden gezählt, es waren ihrer elf aus verschiedenen Lokalen. Der Strolch erhielt eben so viel Hiebe. Nach dem richtigen Empfang derselben nahm der Dieb die Mütze ab, bedankte sich für die gnädige Strafe und schlug sich unter dem Halloh der Menge seitwärts in die Büsche.

Die Ergebnisse der Perlenfischerei von Tinnevelly in Indien sind in letzter Zeit so unbefriedigend gewesen, daß sich ein starker Verdacht gegen die Redlichkeit der Taucher rege gemacht hat. Es wird nämlich vermuthet, daß dieselben die gut aussehenden Austern auf dem Meeresboden liegen lassen und nur die schlechten heraufbringen, um insgeheim die werthvollen Schalen zu ihrem eigenen Nutzen heraufzuholen. Um die Berechtigung dieses Verdachtes gegen die Eingeborenen näher zu untersuchen, beabsichtigt die betreffende Gesellschaft, eine Anzahl europäischer Taucher in ihre Dienste zu nehmen. Ob das Uebel hierdurch gehoben wird, ist eine andere Frage, denn die Versuchung für die Perlenfischer ist gar zu groß, zumal die Entdeckung mit mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden ist.

Für Kaffeetrinker. Der durchschnittliche Verbrauch von Kaffee in Europa beträgt jährlich 225 Millionen Pfd. Bei der ungeheuren Verbreitung, dessen sich hiernach das daraus abgeleitete Getränk erfreut, erscheint es befremdend, im Allgemeinen die Thatsache so wenig berücksichtigt zu sehen, daß durch den Aufguß mit heißem Wasser eben nur die im Wasser löslichen Bestandtheile des Kaffee's gewonnen werden können. Eine sehr schwache Auflösung von Soda in Wasser zieht hingegen auch den stickstoffhaltigen und deshalb nahrungsreichen Kleber der Bohne aus. Hierin liegt der Grund, warum die Holländer ihren Kaffee aus Mineralwasser bereiten. Eine Messerspitze voll Soda dem Aufgußwasser zugesetzt, erfüllt denselben Zweck und man erhält dadurch ein viel gehaltvolleres Getränk.

Ueberflüssig. Eine Dame in Hamburg fragte in einer Gesellschaft den Consul eines kleinen deutschen Staates: „Wer ist der Herr dort mit dem bräunlichen Gesichte?" — „Das ist ein überseeischer Consul," lautete die Antwort. „Ein überseeischer?" fragte die Dame weiter, „und was sind Sie für Einer? wohl nur ein überflüssiger."

Den Director wird der Teufel holen. Der Principal einer reisenden Schauspielergesellschaft gab die Rolle des Faust. Da sagte ein Mitglied zu seinem Collegen: „Wir sind richtig angeführt! Den Director wird heute der Teufel holen, und wir bekommen wieder keine Gage."

In Georgia wurde ein Mosquito vom Blitz getroffen.

Schützende Ähnlichkeit in der Thierwelt.

(Aus dem „Globus.")

Durch die Darwin'sche Schule sind manche längst bekannte Eigenschaften der Thiere und Pflanzen in ein System gebracht u. für die Doctrinen dieser Schule ausgenutzt worden. Man mag nun ein Anhänger derselben sein oder nicht, so muß man doch auf jeden Fall das in die Augen Springende und Schlagende vieler Thatsachen anerkennen, die von den Darwinianern auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl erklärt werden. Dahin gehört die Erscheinung, welche das Maskirungsvermögen, die Nachäfferei der Thiere (mimicry), auch die schützende Aehnlichkeit (protective resemblance) genannt wird.

Schon dem Insecten sammelnden Knaben muß es auffallen, wie manche Raupen oder Schmetterlinge den Blättern, Zweigen oder der Rinde der Pflanze gleichen, auf denen sie leben. In Form wie in Farbe sind sie von ihrer Umgebung kaum zu unterscheiden, wenn man nicht nahe tritt oder die Thiere sich bewegen. Daß sie durch diese schützende Aehnlichkeit vor dem Auge der sie verfolgenden Vögel, denen sie als Nahrung dienen, leicht verborgen bleiben, liegt auf der Hand. An einer genügenden Erklärung hat es für diese Erscheinung gefehlt; man nahm, wie so häufig, wenn man nicht weiter konnte, zu Klima, Boden, Nahrung seine Zuflucht; doch stehen dieser Erklärungsweise viele Thatsachen entgegen. Die wilden Kaninchen z. B. sind von graubrauner Farbe; sie gleichen so, in ihrem natürlichen Kleide, genau dem sandigen oder Haideboden, auf dem sie gewöhnlich leben, und sind im ruhigen, sitzenden Zustande schwer von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Macht man aber diese selben Kaninchen zu Hausthieren und züchtet sie durch einige Generationen hindurch, ohne die Nahrung derselben zu ändern, so treten nach kurzer Zeit schon unter ihren Nachkommen weiße, schwarze oder bunte Spielarten auf — unsere gewöhnlichen Stallkaninchen. Viele Versuche haben dieses unzweifelhaft ergeben. Die Nothwendigkeit der schützenden Aehnlichkeit, so kann man schließen, ist weggefallen und helle Farben treten an ihre Stelle des dunklern Schutzkleides, das im „Kampfe ums Dasein" nothwendig war.

Vorzugsweise sind es nun englische Naturforscher der Darwin'schen Richtung, welche neuerdings die schützenden Aehnlichkeiten, das Maskirungsvermögen, im Interesse der natürlichen Zuchtwahl ausgebeutet haben. Ein kurzer Ueberblick der sächlichen Resultate dieser Schriftsteller, soweit sie auf Thatsachen beruhen, wird den Lesern gewiß willkommen sein. In das Gebiet der daraus abgeleiteten Schlüsse beabsichtigen wir uns aber nicht allzu tief einzulassen. Vorzugsweise sind es so verdiente Reisende und Naturforscher wie Bates und Wallace, welche auf dem in Rede stehenden Gebiete gearbeitet haben.

Wüstenthiere und Wüstenpflanzen zeigen allgemein ein Wüstengewand. Das steht außer Frage. Der Löwe, welcher zwischen dem Felsen oder auf dem Sande der Wüste ruht, gleicht genau seiner Unterlage; er ist in einer Entfernung nicht von dem Boden zu unterscheiden. Ganz ähnlich ist es der Fall mit dem Kameel, und Brehm ergeht sich des Weiteren über die Aehnlichkeit der nubischen Wüstenhühner bezüglich ihres Gewandes mit der Wüste selbst.

Wenden wir uns nach den arktischen Regionen, so tritt die weiße Farbe bei vielen Thieren in den Vordergrund; sie entspricht den Gletchern, Schneeflächen, Eisschollen. Der Eisbär und der amerikanische Polarhase, die niemals freiwillig ihre Eis- und Schneeregion verlassen, sind immerfort weiß, während der Polarfuchs, der Schnee- oder Alpenhase und das Hermelin nur im Winter weiß werden, „weil in den Regionen, in welche sie im Sommer wandern, diese Farbe eher eine Quelle der Gefahr als ein Mittel des Schutzes sein würde." Unter den arktischen Vögeln finden die Schneeammer und Schneeeule sicherlich durch ihr weißes Gefieder großen Schutz. Das beste Beispiel für Farbenschutz unter den Vögeln bietet das Schneehuhn oder das arktische Pfarmigan, dessen Sommerkleid genau mit den graubraunen, flechtenbedeckten Felsen z. B. auf Spitzbergen, wo es selbst im Winter bleibt, harmonirt. Im Winter aber nimmt sein Kleid die weiße Farbe des Schnees an. Unsere Rebhühner haben genau die Farbe des Bodens der Felder, auf denen sie leben; die Rohrdrommel gleicht braunem Schilfrohr oder, wenn sie, Gefahr ahnend, Kopf und Schnabel kerzengrade in die Luft streckt, einem alten Baumstrunke.

Nächtliche Thiere besitzen gewöhnlich unscheinbare, graue Farben; sie sind dadurch mehr geschützt, als durch hellere oder glänzend weiße Kleidung. Nur in den tropischen Wäldern, die nie ihr Laubkleid verlieren, kommen grüne Papageien und andere grün schillernde Vögel vor. Unsere schöne grüne Eidechse, im grünen Laube durch ihre Farbe geschützt, hält ihren Winterschlaf, wenn das Grün der Pflanzen bei uns abgestorben ist.

Gegen das Schlagende der hier mitgetheilten Thatsachen läßt sich, so glauben wir, nichts einwenden. Anders wird die Sache aber, wenn wir von dem Gebiete der Uebereinstimmung zwischen Form und Farbe der Pflanzen und Thiere und ihrer Umgebung auf das Feld der Anpassung oder Adaption gerathen. In dieser Kategorie werden z. B. die schönen Streifen und Flecken der Tiger, Jaguare und anderer Katzenarten gerechnet. Hier kommen wir schon auf ein mehr hypothetisches Gebiet, das uns noch schwach bebaut erscheint. Die verticalen Streifen, welche so deutlich auf dem Körper des Königstigers hervortreten, sagt man, schließen sich eng den verticalen Bambusstämmen der Dschungeln an, welche dem Thiere zum Aufenthalt dienen, und verbergen den Tiger so vor seinen Verfolgern. Hier muß nun speziell angenommen werden, daß der Tiger, dieser König der Thiere in Indien, welcher sonst nichts zu fürchten braucht, ganz besonders mit Rücksicht auf die indischen Officiere, welche ihn jagen, mit seinen verticalen Streifen versehen wurde. Daß er auch in den anderen Gegenden als im Bambusdschungel vorkommt, ist bekannt. Außer dem der Wüstenfarbe angepaßten Löwen, dem Tiger und dem südamerikanischen Puma, „dessen aschbraunes, einfarbiges Fell fast der Rinde der Zweige gleicht, auf denen er eng angekauert auf die unten vorüberziehende Beute lauert,' haben alle anderen großen Katzenarten ein geflecktes Fell, welches sie gleichsam mit dem Hintergrunde des dichten Laubwerks, in dem sie sich aufhalten, vermischt." Die hier aus dem Katzengeschlechte beigebrachten Exempel möchten wir für schwach halten.

Unter den Reptilien finden wir wieder einige auffallende Beispiele in der Uebereinstimmung zwischen deren Farbe und der Umgebung. Der Laubfrosch mit seiner grünen Haut, fast alle tropischen Baumschlangen, die Leguane u. Baumeidechsen sind nicht so leicht von dem Laub, in welchem sie leben, zu unterscheiden. Crocodille und Alligatoren, die sich ruhig im schlammigen Strome hinabtreiben lassen und oft mit Wasserpflanzen bedeckt sind, gleichen den in den Flüssen fluthenden Baumstämmen und überraschen, so vor Erkennung geschützt, leicht Menschen und Thiere am Rande des Stromes.

Die auffallendsten Beispiele weist das Insectenreich auf. Hier braucht man nur zuzugreifen, bei unseren Insecten oder mehr bei jenen in den Tropen, und die schützende Aehnlichkeit fällt sofort bei Hunderten in die Augen. In den Tropen, sagt Wallace, giebt es zahllose Käfer, die während des Tages auf der Rinde eines abgestorbenen oder gefallenen Baumes sitzen und die fein grau oder braun gesprengelt sind, so daß sie vollkommen sich mit der Farbe der Rinde vermischen und nur schwer zu erkennen sind. Zuweilen kommt eine Art auf einem bestimmten Baume vor, und in solchen Fällen ist gewöhnlich eine Uebereinstimmung zwischen dem Insect und der Rinde vorhanden. Bates fand zwei Arten langgehörnter Käfer (Onychocerus) in dieser Weise auf besondere am Amazonenstrom wachsende Bäume beschränkt; auch sie glichen derselben so auffallend in der Farbe, daß sie nur, wenn sie sich bewegten, zu erkennen waren. (Cicindela campestris,) unser gewöhnlicher deutscher Sandlaufkäfer, von schön grüner Farbe, lebt auf grasigen Flächen, sein Verwandter, (Cincindela maritima,) wird nur am sandigen Meeresgestade gefunden; aber seine Farbe ist ein mattes Bronzegelb, täuschend ähnlich dem Sande. Auf den malayischen Inseln entdeckte Wallace einen blassen Tigerkäfer, der auf weißem Korallenfelde vorkam, während auf vulcanischem schwarzen Boden eine dunkele Art desselben Geschlechts sich einstellte.

Die Schmetterlinge haben, wenigstens die Tagfalter, fast stets ihre schönen Farben auf der Oberseite der vier Flügel, während, geringe Ausnahmen abgerechnet, die Unterseiten dunkle, unscheinbare Tinten zeigen. Diese Anordnung erweist sich im hohen Grade als schützend, denn im Sitzen, wenn die Falten ihre Flügel zusammenschlagen, verbergen sie auf diese Weise ihre Farben. Die Schwärmer und Spinner zeigen gewöhnlich auf den Unterflügeln ihre schönsten Farben, diese aber werden beim Sitzen von den meist grauen und unscheinbaren Oberflügeln bedeckt. Das merkwürdigste Beispiel von schützender Aehnlichkeit bietet ein von Wallace auf Sumatra entdeckter Tagfalter, (Kallima paralekta,) der von ihm in seinem Werke über den malayischen Archipel im Flug und im Sitzen abgebildet wurde. „Seine Oberfläche ist ein reiches Purpur, verschieden mit Aschfarbe gemischt, und über die vier Flügel zieht sich ein breites, tief orangenes Querband hin, so daß er fliegend sehr schön aussieht. Diese Art war nicht ungewöhnlich in trockenen Wäldern und Dickichten und ich versuchte sie oft zu fangen, doch ohne Erfolg, denn nachdem sie eine kurze Strecke geflogen war, pflegte sie zwischen trockne und todte Blätter sich zurückzuziehen und wie sorgsam ich auch den Fleck absuchte, ich fand sie nicht, bis sie plötzlich wieder aufflog und an einem ähnlichen Orte wieder verschwand. Endlich war ich so glücklich, genau den Ort zu sehen, wo dieser Schmetterling sich niedersetzte, und obgleich ich ihn einen Moment aus dem Blicke verlor, entdeckte ich ihn doch schließlich dicht vor meinen Augen, sah aber auch, daß er im sitzenden Zustande so genau einem dürren Blatte an einem Zweige glich, daß er selbst das Auge zu täuschen vermochte, wenn es direkt auf ihn blickte."

Genug der Beispiele. Die wichtige Rolle, welche Farbe und auch die Form als Beschützerinnen von Thieren aus den verschiedenen Klassen spielen, ist damit hinreichend dargethan. Wie aber sind alle diese wunderbaren Aehnlichkeiten entstanden? Wallace hat am eingehendsten darauf geantwortet.

Er weist darauf hin, wie äußerst selten die weiße Farbe bei Säugethieren und Landvögeln in der gemäßigten wie tropischen Zone vorkommt, wenn diese Thiere sich im wilden Zustande befinden. Ausgenommen in den arktischen und alpinen Regionen, wo das Weiß als schützende Farbe auftritt, gibt es keinen weißen Landvogel oder Vierfüßler in Europa — aber, wie oben schon angeführt wurde, viele Säugethiere und Vögel (Katzen, Kaninchen, Mäuse, Hühner, Tauben) nehmen, wenn sie zu Hausthieren gemacht und dem „Kampf ums Dasein" entrückt werden, in ihren Nachkommen weiße Farbe an.

Auch im wilden Zustande trifft man gelegentlich weiße Varietäten, weiße Sperlinge, weiße Krähen, doch werden sie in Folge ihrer auffallenden Färbung schnell eine Beute der Raubthiere und können so die Varietät nicht fortpflanzen. Es gibt in der That keinen Grund, anzunehmen, daß weiße Abkömmlinge im wilden Zustande nicht so häufig wie bei gezähmten sein sollen; aber jene Individuen, deren Färbung die geschickteste oder passendste für die Lebensstellung des Thieres ist, werden allein übrig bleiben. Umgekehrt werden Thiere, die aus einem gemäßigten in einen arktischen Distrikt sich begeben, dort wegen ihrer dunklen Färbung leichter unterliegen, während dort die weißen Thiere besser ausdauern.

Jene geringe Neigung zur Variation, welche wir gern als zufällig und kaum beachtenswerth ansehen, ist, um Wallace's Worte zu gebrauchen, „die Ursache aller der wunderbaren und harmonischen Aehnlichkeiten, die eine so wichtige Rolle im Haushalt der Natur spielen."

Rapide Vermehrung, unaufhörliche geringe Abänderung, durch eine fast unbegrenzte Zeitperiode fortgesetzt, und das „Ueberleben des Geschicktesten oder Geeignetsten" sind die Ursachen, welche alle die aufgeführten Fälle von schützenden Aehnlichkeiten hervorgebracht haben.

Die Erklärung von Wallace mag die beste sein, aber befriedigend ist sie keineswegs. Warum, so fragten wir, erstrecken sich die schützenden Aehnlichkeiten nur auf verhältnißmäßig wenig „auserwählte" Thiere? Warum sind der Moschusochse und das Rentbier in den arktischen Regionen nicht auch geschützt und weiß wie der Eisbär? Braucht überhaupt der letztere, der König der Polarregionen, eine schützende Aehnlichkeit? Wäre diese nicht besser bei den dunkelfarbigen Robben angebracht, die der Eisbär zu seiner Beute macht? Warum ist das Hermelin im Winter mit einer schützenden Aehnlichkeit beglückt, nicht aber sein nächster Verwandter, der Iltis? Warum ist der Alpengrakel, der auf den höchsten Spitzen in Eis und Schnee lebt, nicht weiß? Warum fällt der schillernd grüne Rosenkäfer in der rothen Rose beim ersten Blick in die Augen? Warum ist er nicht rosenroth geschützt? Wir könnten mit solchen negativen „Warum" noch lange fortfahren, um zu zeigen, daß dasjenige, was als schützende Aehnlichkeit hingestellt wird und in vielen Fällen sicher auch ist, nur als Ausnahme besteht. Warum aber für besondere auserwählte Thiere eine Ausnahme gemacht sein soll, für andere, ihnen ganz nahe stehende und unter gleichen Bedingungen lebende nicht, dafür ist keinerlei vernünftige Erklärung vorhanden.

Ein Tag im Spreewald.

Auf einem Ausfluge nach der sächsischen Schweiz, den ich unternommen, hatte ich das Glück, ganz unerwartet in Tharand einen alten Freund zu treffen, der gleich mir in der herrlichen Gebirgsnatur Erholung suchte. Es war so manches Jahr verflossen, seit wir nichts von einander gehört, und es fehlte daher nicht an interessanten Mittheilungen unserer bisherigen Erlebnisse. Er hatte die ersten Jahre seiner juristischen Laufbahn in einem kleinen Städtchen in der Nähe des Spreewaldes zugebracht, einer Gegend, deren Natur sich keines besseren Rufes erfreut, als die überhaupt so oft eine Sandwüste genannte Mark Brandenburg. Dieser fast allgemein verbreiteten Ansicht widersprach mein Freund auf das Entschiedenste, ja er versicherte, daß bei besserer Kenntniß der Naturschönheiten des Spreegebietes dasselbe auf Alle, die das rechte Verständniß und den rechten Sinn für die Natur besitzen, die gleiche Anziehungskraft ausüben würde, wie manche andere vielbesuchte Gegend des deutschen Vaterlandes. Seine lebendige Schilderung der so eigenthümlichen und romantischen Schönheiten des Spreewaldes besonders, dieser Völkerinsel, wo noch die Reste eines in grauer Vorzeit bedeutenden Volksstammes erhalten sind, machte in mir das Verlangen rege, diese Landschaft kennen zu lernen, und mein Freund war sehr gern bereit, mir daselbst als Cicerone zu dienen.

Wir verließen in Herzberg die Eisenbahn und fuhren zu Wagen bis Kalau, von wo wir unsere Wanderung zu Fuß nach dem Dörfchen Burg, der südöstlichen Grenze des Spreewaldes, weiter fortsetzten. Meine anfängliche Besorgniß, daß ein Besuch des Spreewaldes nach den imposanten Eindrücken, welche die Natur der sächsischen Schweiz hervorgebracht, ermattend wirken müsse, wurde beim Anblick des höchst malerisch gelegenen Dörfchens Burg gänzlich beseitigt. Die hohen uralten Eichen und Erlen und andere Baumarten, welche die Ufer der Spree besäumen, spiegeln ihr dunkles Laub lieblich in dem klaren Wasser. Unter einem Laubdache, welches in der Sommerschwüle einen erquickenden Schatten bietet, gleitet das Wasser sanft dahin. Die Spree, welche unterhalb Cottbus wegen mangelnden Gefälles in Verlegenheit kommt, welchen Weg sie nehmen soll, theilt sich in eine unzählige Menge Arme, die die weite Niederung durchfließen. Dieses Gebiet bildet den Spreewald; derselbe ist ungefähr sechs Meilen lang, eine und eine halbe Meile breit und dreizehn bis vierzehn Meilen von Berlin entfernt. Da die ganze Gegend von einer Unmasse von Flußarmen, Fließen und Gräben durchschnitten ist, jedes Dorf seine Wasserstraße besitzt, ja in dem größten Theile dieses Gebietes es fast keine anderen Wege giebt, so müssen die Bewohner des Spreewaldes Alles, was anderswo zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen abgemacht wird, in Kähnen verrichten. Der Kahn ist deshalb fast so nöthig wie das tägliche Brod, und es wird wohl kein Haus zu finden sein, dem dieser Gegenstand fehlte. Mit einer gleichsam angeborenen Geschicklichkeit wissen die Bewohner des Spreewaldes, Männer, Weiber und Kinder, den Kahn zu regieren, und pfeilschnell gleiten sie mit demselben auf der glatten Fläche ihrer Wasserstraße dahin. Jeden Verkehr mit Anderen, von der Taufe bis zum Grabe, vermittelt der Kahn; alle Ausflüge und Besuche macht man zu Kahn ab. Im festlichen Schmuck fährt man Sonntags in Kähnen zur Kirche, auf Kähnen folgen die Leidtragenden der Leiche eines Verstorbenen, welche im Kahn zum Fiedhof gebracht wird. Die Hochzeitsgäste begleiten in zahlreichen Kähnen das Brautpaar zur Kirche und verfehlen hierbei nicht, durch oft wiederholte Flinten- oder Pistolenschüsse dem Walde ein vielfaches Echo zu entlocken. Der Förster besucht zu Kahn sein Revier, verfolgt zu Kahn den Holz- und Grasdieb, fährt zu Kahn zur Jagd.

Von dem Dörfchen Burg aus setzten wir unsere Wanderung natürlich zu Kahn fort; zunächst besuchten wir die eine kleine halbe Stunde entfernten, durch mancherlei Sagen bekannten drei Riesen-eichen, die Zeugen vergangener Jahrhunderte. Die nach den Riesendrillingen benannte Eichschenke gewährte uns einen labenden Trunk, und nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsere Reise weiter fort. Das Klappern der Dupkower Mühle tönte uns schon von weitem entgegen; so reizend und einladend die Lage derselben auch ist, so mußten wir uns doch den Besuch derselben für diesmal versagen, da es nur in meiner Absicht lag, die Hauptpuncte des Spreewaldes kennen zu lernen. Wir steuerten auf das Fischerdorf Leipe zu. Noch ehe wir dasselbe erreichten, hatten wir Gelegenheit, zu unserer rechten und linken Seite auf den Spreeinseln Frauen, Männer und Kinder mit Feldarbeit beschäftigt zu sehen.— Einen eigenthümlichen Anblick gewährt das sogenannte „Wieten". Die Frauen und Mädchen mit den malerisch gebundenen weißen Kopftüchern, den kurzen Hemdärmeln und farbigen Miedern haben nämlich, nachdem das Getreide geschnitten und eingefahren ist, nichts Eiligeres zu thun, als die Stoppeln und das Unkraut zu beseitigen und auszuwieten, damit die junge Mohrrübenpflanzung sich desto ungehinderter und freier entwickeln kann.

An Stelle der uns entgegenlachenden frischen Wiesenmatten war früher undurchdringlicher Bruchwald, den die Wenden zum Zufluchtsort nahmen, als sie vor den Deutschen nach Osten hin weichen mußten. Ihre Nachkommen, die nun heute noch hier wohnen, haben nach Art ihres Stammes die väterliche Sprache u. Sitte inmitten der deutschen Bevölkerung in merkwürdiger Treue und Festigkeit bewahrt. Die frühere Wildniß des Spreewaldes ist mit einem großen Aufwand von Arbeitskräften durch Spatencultur in ein so fruchtbares Wiesen-, Acker- und Gartenland umgeschaffen worden, daß die Gemüse, Zwiebeln, Gurken und der Meerrettig des Spreewaldes ein beliebter Handelsartikel geworden sind. Besonders wird Berlin mit diesen Gegenständen vom Spreewald versorgt, und wollen die Berliner Gemüsehändlerinnen den Käufern die Güte ihrer Waaren recht anpreisen, so thun sie dies oft nur mit den Worten: „Ja, et is da aus det Wendische."

An dem Fischerdorf Leipe, dem wir einen kurzen Besuch zugedacht haben, um die häuslichen Einrichtungen des Wendenvölkchens kennen zu lernen, sind wir jetzt angekommen. Die Häuschen liegen auf kleinen Inseln unter dem Schatten mächtiger Eichen, sind gleich kleinen Burgen mit Gräben rings umflossen und durch Brücken aus Holz mit einander verbunden. Die Gebäude sind meist von Holz, das der Wende, um es dauerhafter zu machen, lange Jahre hindurch auf dem Grunde seiner Wasser liegen hat; die Stuben sind niedrig, das Holz der Seitenwände u. der Decke blank gescheuert, ohne Anstrich oder Verputz. Längs der Wände laufen Stangen, auf welchen im Winter Wäsche getrocknet wird, dabei Löffelhalter, Topfbrett, Kannen, Fässer und sonstiger Hausrath; vor oder neben dem mächtigen Kachelofen, der von außen gefeuert wird, befindet sich ein roh gearbeiteter Tisch nebst entsprechenden Stühlen und Bänken. Der Aufenthaltsort der vierfüßigen Hausbewohner bildet nicht wie anderwärts ein Gebäude für sich, sondern hängt mit dem eigentlichen Wohnhaus zusammen und befindet sich gewöhnlich hinter der Küche. — Die Bewohner des Dörfchens sind überaus freundlich und höflich und bieten in herzlichster Weise dem Fremden ihren wendischen Gruß. Als wir von Leipe westwärts nach dem Dörfchen Lehde fuhren, wurden wir plötzlich durch das vielfach wiedertönende Echo von Flinten- und Pistolenschüssen aus der stillen Beschaulichkeit aufgeschreckt, der wir uns, im Kahne liegend, beim sanften Dahingleiten desselben unter dem schattigen Laubdache hingegeben hatten. Unser Gondelier hatte uns kaum erklärt, daß das Echo wohl von den Freudenschüssen eines ankommenden Hochzeitszuges herrühren müsse, als wir auch schon an einer Windung des Flusses die ersten uns entgegenkommenden Kähne erblickten. Zuerst natürlich das Brautpaar und dann in einer langen Reihe von Kähnen die freudig erregten Gäste in festlichem Schmuck. Unser Aufenthalt in Lehde war nur von kurzer Dauer; ich hatte meinen Zweck erreicht und die Eigenthümlichkeiten des Spreewaldes in landschaftlicher und nationaler Hinsicht kennen gelernt.

Einen merkwürdigen Anblick, der mir freilich nicht geworden ist, soll der Winter gewähren: die große Wiesenniederung ist in eine unübersehbare Eisfläche verwandelt; an die Stelle der Kähne, der gewöhnlichen Transportmittel des Spreewaldes, treten Schlitten; kaum hält das Eis, so schnallt sich alle Welt Schlittschuhe an; das arme alte Mütterchen, das sich Raff- und Leseholz sammelt, das Schulkind, der Holzhauer, der Förster; Männer, Weiber, Kinder, alle gleiten dann pfeilschnell über die spiegelblanken Canäle.

Mit hereinbrechendem Abend langten wir in Lübbenau, der nordwestlichen Eingangspforte des Spreewaldes an, woselbst wir in dem Gasthause „zum braunen Hirsch" übernachteten. Am anderen Morgen besuchten wir noch das Schloß und die herrlichen Parkanlagen des Grafen Lynar zu Lübbenau. Hier sagte ich meinem Freunde Lebewohl und fuhr nach Berlin und weiter in meine Heimath.

Ich kann jetzt der Behauptung meines Freundes, daß der Spreewald viele eigenthümliche Naturschönheiten besitzt, nur beipflichten, und vielleicht täusche ich mich nicht in meiner Ansicht, daß auch diese Gegend bald zu den besuchteren unseres deutschen Vaterlandes gehören wird.

Das deutsche Amtsblatt für den Amtsbezirk Nassau machte in Nr. 148 bekannt, daß einige Pferdekrankheiten, „sich zwar auf Menschen, nicht aber auf andere Hausthiere übertragen.

Jetzt wird uns klar, warum Victor Hugo eine so schreckliche Angst vor der Pferdeseuche in Paris hatte.